

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Dezember 1877. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N<sup>o</sup> 13.

## Zum dritten Mal.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11. / VI. 70.

Ein Erlebnis aus dem Seelieben von Bernhard Wagener.

I.

Wir hatten Nordoststurm und befanden uns so wohl dabei, wie jeder, dem eine langweilige Segeltreise um etliche Tage verkürzt werden soll. Wenn überhaupt ein Schatten auf unsere Stimmung fiel, so rührte er von dem harten Stampfen des Schiffes her, das in der kurzen See zwar noch keine Sturzwelle übergenommen hatte, aber sich so ungeberdig benahm, daß die Gejeße der Hydrostatik, angewendet auf Vouillon und Cabarras, unsere nachdenkliche Aufmerksamkeit auf harte Proben stellten. Es war außerdem bitterlich kalt, und es blieb uns überlassen, wie wir uns mit der anderen Thatsache, daß es in der letzten Hälfte des Mai war, abfinden wollten; über den Geruch blühenden Flieders oder über das lachende Gelb der Trauben am Goldregen verfügten wir leider nicht, um uns wenigstens in eine Täuschung hinein zu träumen. Es ging geraden Wegs auf Buenos Ayres zu, der nächste bewohnte Punkt der Erde lag etliche hundert Meilen vor oder hinter, rechts oder links von uns, ich weiß es nicht mehr genau.

Die Mannschaft saß vorn an den Backen und vertrieb sich die Zeit bis zum Zurren der Hängematten mit Geschichten; aus der Messe der Deckoffiziere drangen die angenehmen Gerüche eines steifen Groggs in das Zwischendeck; bei den Kabinen konnte man eine erregte Debatte darüber hören, auf welches Maß national-ökonomischer Kenntnisse ein Messer Vorstand verpflichtet werden müßte, um für das Gleichgewicht des Budgets wenigstens einige Garantien zu gewinnen.

Wir in der Offiziersmesse leuchteten natürlich allen mit gutem Beispiele voran und verhielten uns sehr moralisch. Unser Stabsarzt hatte eine Stunde lang in einem dicken Buche gelesen und bei mir die Früchte seiner Lektüre sofort an den Mann gebracht: ich nahm gläubigen Gemüthes die Mittheilung entgegen, daß neueren Forschungen zufolge die Knochen eigentlich auf zwei höchst merkwürdige Arten wachsen. Diese Befriedigung meines Wissensdranges hinderte mich indes nicht, mit Interesse dem Momente entgegen zu sehen, wo mein Nachbar

zur Rechten, ein junger Unterlieutenant, einen ausgezeichneten Coeurjolo mit drei Matadoren schmähdlich verlieren würde. Als das Unglück hereinbrach, war das Interesse am Spiel verfliegen, und wie ich die Gesellschaft am Tische musterte, sah ich eine Anzahl gelangweilter Gesichter, deren Aufmerksamkeit durch absolutes Nichtsthun nur mäßig in Anspruch genommen wurde.

Aber mit einer Ausnahme. Unser erster Offizier hatte seinen Präsidentenstuhl an der schmalen Seite der Tafel inne, die Hände lagen gefaltet vor ihm auf der Platte, und er schaute mit einem Gesichte auf die nervös arbeitenden Finger nieder, welches alles andere als Langeweile verrieth.

„Haben Sie sich geärgert, Brentheim?“ fragte der Stabsarzt, nachdem er seine Knochenbruchlektüre geschlossen hatte.

Der Gefragte schreckte aus tiefen Träumen auf, fuhr zusammen und richtete einen abwesenden Blick, der sich zu sammeln bemühte, auf den Nachbar zur Linken.

„Geärgert?“ fragte er. „Nein! Wie kommen Sie darauf?“

„Nun, Sie kommen mir erregt vor. Man braucht kein großer Psychologe zu sein, um Ihnen anzusehen, daß Sie etwas haben.“

Es war ein ganz seltsames mattes Lächeln, welches über das Gesicht des Offiziers lief. Er hatte zunächst keine Antwort, aber die Hände legten den Beweis ab, daß diese Unterbrechung wie Del auf erregtes Wasser gewirkt hatte: die Finger befamen Ruhe, und die Daumen machten einige sanfte Umgänge um einander.

„Wissen Sie, Doktor,“ sagte er dann, „daß ich in wenigen Tagen Geburtstag habe?“

„Ist mir eine angenehme Neuigkeit,“ entgegnete der Arzt, „und wird uns hoffentlich eine Staatsbowle eintragen. Aber wenn man einige vierzig Geburtstage hinter sich hat, fünf-, sechsundvierzig, wie ich Sie schätze, dann ist mir nicht begreiflich, was Sie Tage lang vor dem siebenundvierzigsten so angreifen kann.“

Der Offizier lächelte wieder, eben so sonderbar weich,

wie man den energischen und dienstlichen Mann sonst nicht lächeln sah.

„Wissen Sie, Doktor, was ein Verhängniß ist?“ fragte er dann.

„Zum Donnerwetter!“ fuhr der Arzt in künstlicher Entrüstung auf, „bleiben Sie mir mit Ihrem Aberglauben vom Halse. Ich bin Arzt, kein Seemann; für solche Absonderlichkeiten müssen Sie sich ein anderes Publikum suchen.“

„Wie alt sind Sie denn, Doktor?“ war das einzige, was der Offizier auf die Abweisung erwiderte.

„Hoffe zu dem bevorstehenden zweihundvierzigsten die Artigkeit Ihrer Bowle erwidern zu können.“

„Nun, sehen Sie, Doktor, da ist für einen jungen Mann, wie Sie sind, eine schöne Gelegenheit, etwas Neues zu lernen. Ihr Freigeist sei reine Kunstprodukte und wie aus Schnee gemacht: Ihre Herrlichkeit schmilzt vor dem ersten Sonnenstrahl, und was Ihr Aberglauben nennt, vergeht wie eine Seifenblase, sobald Euch irgend ein Ereigniß in Eurem eigenen Leben eines besseren belehrt. Ich kann Sie nicht besser abführen, Doktor, als wenn ich Ihnen eine Geschichte erzähle, die mir passiert ist und auf deren Fortsetzung ich warte, nämlich an meinem Geburtstage. Ob es schon der nächste wird, weiß ich nicht, aber irgend ein künftiger gewiß.“

Bei dem Worte „Geschichte“ kam Leben in die Gesellschaft; ich sah ohne erkennbaren Grund mehrere Cigarren, die plötzlich angezündet wurden, und drei Stimmen riefen zugleich nach dem Steward, um ebenso viele Gläser Grog zu verlangen. Der Stabsarzt machte ein skeptisches Gesicht und lächelte mitleidig, aber die Aussicht auf eine Geschichte ließ ihn die Antwort niederzuschlucken. Wir wußten alle, daß unser erster Offizier interessante Sachen aus seinem ereignisreichen Leben erzählen konnte, aber selten dahin zu bringen war.

„Sehen Sie, meine Herren,“ begann er, als die Vorbereitungen beendet waren, „ich gehöre gerade nicht zu den Leuten, die am gewöhnlichen Seemannsgewäch Gefallen finden, und Aberglauben ist im allgemeinen eine Sache, die mir zuwider ist. Wenn Ihnen aber wie mir zweimal im Leben an Ihrem Geburtstage eine tolle Geschichte passiert ist, wobei eine sonderbare Person — na, wenn ich's im voraus verrathe, dann verlieren Sie das Interesse, und da ich den Doktor befehlen will, so soll er seine Schlussfolgerungen hintennach selbst ziehen.“

„Sie müssen wissen, daß ich in meiner Jugend ein heiliger Strich gewesen bin und auf der Schule nicht gut that. Als ich noch nicht fünfzehn Jahre alt war, wurde ich ohne Ehrengeliebt relegirt und erklärte meinen Eltern, daß ich zur See wollte. Mein Vater war ein einsichtsvoller Mann, gab mir fünfundschwanzig Thaler für die Reise und erluchte mich, nicht eher von mir hören zu lassen, bis ein brauchbarer Mensch aus mir geworden sei. Mit diesem Segen fuhr ich frühlichen Herzens nach Hamburg und fand bald genug ein passendes Unterkommen als Junge auf einer Brigg, die mit Fracht nach Westindien ging. Die Sache ließ sich recht gut an, als wir noch in der Elbe vertaut lagen, aber wie wir Cuxhaven passirten, wußte ich schon, daß ich in die richtigen Hände gekommen war. An unserem Kapitän interessirten mich die Stiefelsohlen am meisten, denn ich wurde über ihren Zustand in eindringlicher Weise auf dem Laufenben erhalten; der Steuermann liebte die Enden, und wo eine Trocke aufgeschloffen an Deck lag, machte ich lieber einen Umweg; endlich war da ein alter Maate, der mich in sein Herz geschlossen hatte und es mit meiner seemannischen Erziehung gut meinte; aber da er in acht Tagen aus mir einen Jungmann machen wollte, hielt ich's nicht aus und klappte jeden Tag ein paar Male wie ein Taschmesser bei.“

„Wir waren früh im März unter Segel gegangen, fanden in der Nordsee erbärmliches Wetter, kreuzten hin und her, ohne von der Stelle zu kommen, und wurden endlich durch Sturm hoch nach Norden an die norwegische Küste verschlagen. Hier gab's eine Woche auszubessern, dann machten wir uns wieder auf den Weg südwärts, aber es lag ein ordentliches Verhängniß auf der Reise: über den Eingang zum Kanal kamen wir fürs erste nicht hinaus. Zunächst blies der Südwest uns in

die Zähne, dann kam Windstille und dicker Nebel, und es war hart am Ende des Mai, als wir eines Tages im Hafen von Plymouth zu Anker gingen.“

„Mit meiner Geduld war es gerade am Ende. Ich war am Leibe mit blauen Striemen so bedeckt, daß ich einjah, es sei für neue kein Platz mehr; ich glaubte fest, daß ich vor Entrüstung die Mantel nicht mehr in die Höhe käme; meine Nahrung hatte in den letzten acht Tagen aus gequollenen Erbsen und Hartbrot bestanden: weiter hatten wir nichts mehr an Bord, selbst das Trinkwasser war gerade zu Ende gegangen. Als ich abends in meiner Hängematte lag, war es eine abgemachte Sache, daß ich morgen davon laufen müßte.“

„Der dreißigste Mai brach so jammervoll wie möglich herein; alle fünf Minuten eine Regenböe, das Wasser in tüchtiger Bewegung; meine Geburtstagsfreude bestand darin, daß wir den Vormittag über frisches Wasser einnahmen, das wir mit größerer Bequemlichkeit an Bord auffangen konnten. Wir hatten wieder Erbsen zu Mittag, Salzfleisch wurde erst nachmittags übergenommen. Als sich gegen Abend der Wind legte, wurde es neblig, aber die Boote kamen nicht zur Ruhe: wir wollten, wenn irgend möglich, morgen in See gehen, ich natürlich mit stillem Vorbehalt. Gegen sieben Uhr sah ich im letzten Boote, das den Kapitän an Bord holen sollte. Wir hatten an der Anlegebrücke zu warten und mein alter Maat ließ mich arglos auf der Brücke umherlaufen, unter dem Vorwande, die Beine zu vertreten. Ich machte meine Spaziergänge ein paar Minuten dicht vor dem Boote, dann wurde der Weg ein paar Schritte länger, und wie ich bei der nächsten Wendung das Boot im Nebel nicht mehr erkennen konnte, nahm ich die Beine in die Hand und verschwand hinter der nächsten Straßenecke.“

„Ein paar Minuten ließ ich wie unflüg krenz und quer in das Straßengewirr hinein, dann ging mir der Athem aus, und der ganze Aufwand von Besinnung, dessen ich fähig war, kehrte zurück. Ich fand, daß ich vor Verfolgung so ziemlich sicher wäre und im Schritt meinen Weg fortsetzen konnte. Gelegentlich kam mir auch einmal der Gedanke, was nun aus mir werden sollte, aber bei meinem schlechten Gewissen nahm mich immer wieder die Aufgabe in Anspruch, die Gesichter der Vorübergehenden ängstlich zu prüfen. Es wurde finster und öde auf den Straßen. Wenn ich eins der besseren Quartiere berührte, so scheuchten mich der Lichterglanz von den Läden und die eiligen Menschen schnell wieder in die dunklen Nebengassen hinein. Hier war es die Angst, die mich wieder zum Lichte trieb, die Angst vor den Menschen, deren heiseres Gebrüll ich aus den Schenken oder vor mir auf der Straße hörte. Ich hatte vom Seemannsleben genug gesehen, um zu wissen, wie dem Matrosen ein Rausch zu Gesicht sieht, aber in meiner Verlassenheit, stehend vor der Verfolgung, einsam im fremden Lande, war es die Ungewißheit des folgenden Augenblicks, die mich Furcht einflößte. Ich hatte jeden Begriff von Raum und Zeit verloren; daß es zur späten Nachtstunde war, lehrte mich ein schwerer Tritt, mit dessen Fortschreiten die Laternen verloschten. Von da ab irrte ich in völliger Dunkelheit umher; ich sah in dem schwarzen Nebel die Häuser der Straße nicht eher, als bis ich in der Gasse strauchelte, und der Schall schlug kaum rechtzeitig an mein Ohr, um mich mit der Angst des Verbrechers in schnelle Flucht zu treiben.“

„Ich hatte Hunger. Vor einem Laden, der hinter matt erleuchteten Scheiben einige Backwaaren sehen ließ, war ich lange zögernd stehen geblieben; mir wollte der Gedanke nicht weichen, daß man das Geständniß meiner Flucht auf meiner Stirn lesen müßte; und als ich mit dem Muthe der Verzweiflung den Drücker der Thüre in die Hand nahm, befiel mich der lähmende, entsetzliche Gedanke, daß ich in einem Lande sei, in dem niemand meine Sprache spricht und niemand meine dürftige Baarschaft in Zahlung nimmt. Ich wankte niedergerstürzt die Straße weiter, und in der Hoffnungslosigkeit meines Daseins klammerte ich mich an den plötzlichen Gedanken, daß heute mein Geburtstag sei, der Tag, der über Glück und Unglück eines Jahres entscheiden sollte. Wie war es früher an solchen Tagen gewesen! Ich sah das Bild meines Vaters vor mir im Nebel, ich hörte seine letzten Worte; wann würde ich

ihn beim Wort nehmen und schreiben können, daß aus mir ein vernünftiger Mensch geworden sei? Mein Elend überfiel mich mit doppelter Schwere, ich setzte mich auf die feuchten Steine einer Haustreppe und weinte.

Aber auch dieser Trost sollte mir nicht lange gedauert sein: ich hörte von beiden Seiten der Straße her lärmende Gruppen sich nähern, gegenüber öffnete sich eine Thür und ließ einige Menschen heraus, welche den nächtlichen Lärm durch ihr heiseres Gebrüll vermehrten; vor mir traf der Haufe zusammen, alles trankene Matrosen, mit Stöcken bewaffnet, und im nächsten Augenblick sah ich mich umringt von einem Halbtrenne sich drängender Gestalten, ich, an allen Gliedern zitternd, den Rücken gegen die Hauswand gelehnt, die Hände wie zur Abwehr erhoben.

Ich hatte das volle Bewußtsein, daß diese Menschen mich im nächsten Augenblicke todtzuschlagen würden; ich machte nicht einmal den Versuch, mich innerlich zu beklagen, ich fand die Strafe gerecht für mein ungeheures Verbrechen. In diesem Augenblicke fühlte ich weder das Brennen der Striemen auf meiner Haut, noch den nagenden Hunger; ich begriff, daß ich den Tod verdient hatte. Aus den heiseren Kehlen wurden mir Fragen entgegen geschrien, die ich nicht beantworten konnte; ich verstand diese Sprache nicht; dann machte einer den Versuch, mir einen Laut zu entlocken, indem er mir die Spitze seines Stodes in die Seite bohrte, aber es wurde nichts, als ein Laut des Schmerzes, der Angst; dann packten mich ein Paar ungeheure Seemannshäufte an den Schultern und schüttelten mich, bis mir der Kopf zu drohnen anfing, aber ein schluchzendes Gewimmer war alles, was sie herausschütteln konnten. Es war das Geheul von Bestien, mit dem der Haufe jeden Laut von mir begräufte; aus dem Gewirr von Stimmen, welche ich nicht verstand, hörte ich nichts als den Genuß an meiner Todesangst, nichts als Ermuthigungen, mir neue Qualen zuzufügen, nicht einen Ton, der abmahnend geklungen oder einen Funken von Mitleid verrathen hätte.

Aber doch, jetzt! Durch den Schleier, den die strömenden Thränen über meine Augen legten, sah ich, wie der Haufe sich theilte, wie ein riesengroßes Schwarzes vor mir aus der Nacht heraus wuchs, wie eine harte Hand meinen Arm faßte und wie eine Stimme zu mir sagte: „Komm, Junge!“ Der Klang dieser Stimme wird mir nie im Leben in den Ohren verklingen; damals war es mir, als ob sich der Himmel geöffnet und ein Engel zu mir gesprochen hätte.

Ich folgte willenlos; ich hörte die lärmenden Stimmen der Betrunknen hinter mir im Nebel verschwinden, ich dachte weder an Verfolgung noch an Strafe, ich fühlte nur, daß ich gerettet war. Die Hand ließ meinen Arm fahren, als wir eine Querstraße einschlugen; die lange Gestalt neben mir machte Schritte, denen ich nur im Trabe folgen konnte und ohne eine Ahnung wohin, lief ich nebenher, ohne eine Erinnerung an mein Elend, nur in der Angst, meinen Beschützer zu verlieren. Ich hatte in dem inbrünstigen Gefühle, dem Tode entgangen zu sein, keinen Sinn für die Zeit, die wir wanderten, und für den Raum, den wir zurücklegten; ich habe eine dunkle Erinnerung davon, daß es lange gedauert haben muß, daß erleuchtete Straßen mit finsternen Gassen abwechselten, daß zwischen uns beiden kein Wort gewechselt wurde, obgleich mir die Sehnsucht nach den Lauten der Heimat das Herz weiterte, und daß ich aus meinem sinnlosen Zustande erst erwachte, als ich die Laternen des Vollwertes sich im Hafen spiegeln sah. Ich stand genau auf derselben Stelle der Landebrücke, von der ich vor langer, langer Zeit meine Flucht ausgeführt hatte.

Hier fiel mein Blick zum ersten Male mit Bewußtsein auf die Gestalt meines stummen Führers. Er war die Stufen der Treppe niedergestiegen und rasselte an der Kette eines Bootes, und in dem Scheine der Laternen sah ich einen Mann von übermenschlicher Größe, größer, als mir je im Leben ein Mensch wieder begegnet ist, mager, mit ungeschlachten Gliedmaßen, die Beine an den Knien nach innen gebogen und unter der anschließenden Bekleidung wie zu Knoten angeschwollen, große Füße vor denen einem grauen konnte, Arme, die in der Ruhelage fast die Knie berühren mußten: das alles in der einfachen

Tracht des Seemanns. Und wie der Mann jetzt den Kopf zu mir wandte und mir Willenlos amwinkte, sah ich in ein bartloses Gesicht, mager, faltig, gebräunt, aber mit dem ausdruckslosen großen Blicke eines Kindes. Mich überließ es heiß, wie ein Gefühl der Scham, als ich in das Boot stieg; ich vermochte diesem Blicke nicht wieder zu begegnen und griff unangefordert zum Riemen. Dieser eine Blick hatte mir meine Flucht und mein Elend wieder vor die Seele geführt, und die Angst besiel mich, was an Bord aus mir werden sollte. Ich hatte diesen Mann nie im Leben gesehen, ich hatte keinen Laut zu ihm gesprochen, aber ich war fest überzeugt, in der nächsten Minute den ersten Fußtritt meines Kapitäns zu spüren. Dieser Retter aus der Noth war für mich unumstößlich altwissend, und mit Grauen sah ich nach der Stelle hinüber, wo er, unsichtbar im Nebel, mit einem zweiten Riemen das Boot lenkte.

Ich sah rückwärts auf die Dächer der Stadt, bis zu meiner Linken ein schwärzerer Schatten aus der Dunkelheit herans trat und mein Riemen eine Schiffswand streifte. „Boot ahoi!“ rief eine Stimme von oben. „Ay, ay, Sir!“ antwortete mein Führer. Dann faßte ich die Sprossen einer herabhängenden Schiffsleiter und kletterte an Deck. Ich warf einen Blick auf das Wasser zurück, rechtzeitig genug, um das Boot mit meinem Retter lautlos in der Nacht verschwinden zu sehen. Oben stand eine schwarze Gestalt vor mir; ich verstand nicht, was sie in einer fremden Sprache zu mir redete, aber ich folgte willenlos in das Zwischendeck. War es der Hunger oder die Erschöpfung der überstandenen Angst und der Wanderung in der Irre: die unterste Stufe fühlte ich nicht mehr unter den Füßen — ich brach ohnmächtig zusammen.

Damit endigen die Abenteuer meines sechszehnten Geburtstages. Ob in der Nacht noch etwas mit mir geschah, weiß ich nicht; ich erwachte am nächsten Morgen unter fremden Menschen, auf einem fremden Schiffe; ich verstand nicht, was man mir sagte, und erhielt nur ein Lachen als Antwort auf meine Fragen. Wir gingen an demselben Tage in See nach Calcutta, ich wurde gut behandelt, lernte mit der Zeit englisch sprechen, und erfuhr später, daß ich Offiziere und Mannschaft unseres Schiffes nicht weniger in Erstaunen gesetzt hatte als sie mich. Es war ihnen in Plymouth ein Schiffsjunge entlaufen, den sie nicht wieder gefunden hatten; wer mich an Bord gebracht hatte, wußte mir niemand zu sagen; die lange Gestalt, die ich beschrieb, war allen unbekannt.

Ich habe eine letzte Merkwürdigkeit an diesem Erlebnis zu erwähnen: das Schiff, auf dem ich die Reise machte, hatte denselben Namen wie die Hamburger Brigg, auf der ich nach Plymouth gekommen war, beide hießen: „Elizabeth“.

Der Erzähler machte eine Pause. Eine Weile herrschte Schweigen am Tische; die Erzählung hatte stellenweise ergriffen, und jeder schien uneins mit sich, was er zu dem eigenthümlichen Ende sagen sollte. Der Stabsarzt war der erste, der nichts als ein Spiel des Zufalls zugeföhren wollte; von einigen wurde beige stimmt, von anderen Zweifel erhoben und künstliche Erklärungen versucht. Unser erster Offizier ließ den klugen Blick über die Gesellschaft gleiten und lächelte, ohne sich in die Debatte zu mischen. Erst als sich die Geister am gegenseitigen Widersprüche erhitzen wollten, nahm er wieder das Wort.

„Ich denke, meine Herren,“ begann er, „Sie halten Ihr Urtheil über diese Sache zurück, bis Sie den Schluß gehört haben. Ich will gern zugeben, daß an dem, was ich erzählt habe, nicht viel Merkwürdiges gewesen ist, obgleich es für mein Leben von besonderer Wichtigkeit war; aber es wird Ihnen bedeutungsvoller erscheinen, wenn Sie ein zweites Ereigniß aus meinem späteren Leben damit in Zusammenhang bringen.“

## II.

Fünfzehn Jahre nach meinem ersten Debüt zur See fuhr ich als Kapitän eines Bremer Vollschiffes. Ich trieb mich seit drei Jahren an den Küsten von Süd- und Ostasien umher und machte vortreffliche Geschäfte. Das Schiff gehörte zu einem Viertel mir, die anderen drei Viertel waren in viele Hände zerstreut. Frachten gab es mehr, als sich bewältigen ließen, die Gelegenheit zu eigenen Geschäften bot sich häufig, und ich

hatte alles in allem Glück, wenn auch ab und an ein Stück Geld auf eine Reparatur verwendet werden mußte. Am Ende kam die Sehnsucht über mich, deutsche Erde wieder zu sehen, und ich nahm die Gelegenheit wahr, davon zu kommen. Zunächst war es allerdings ein Umweg, den ich machte; aber einen letzten ausgezeichneten Verdienst wollte ich mir nicht entgehen lassen. Ich hatte Nachricht erhalten, daß in San Franzisko der Reis ausgegangen sei; ich stopfte also mein Schiff bis unter die Decksbalken voll Reisbalken und ließ nur soviel Raum, daß ich in Batavia noch ein ansehnliches Quantum feinen Kaffees unterbringen konnte.

„Der nächste Weg lag die Macassarstraße hinauf, zwischen Bornoe und Celebes hindurch; das Fahrwasser war zwar gefährlich genug bei den zahlreichen Inseln und Riffen, die den Weg versperrten, aber ich wollte die starke Strömung nicht missen, welche die Straße hinauf läuft und bis in den Passat reicht. Die Sache ging anfangs so gut sie nur gehen konnte, wir kamen mit bequemem Segelwind und mit der Strömung zwischen den Inseln hindurch und legten das Ruder ein paar Strich nach Süd, um den Pelewiniseln auszuweichen. Aber das Wetter hatte nur darauf gewartet, uns in dieser gefährlichen Nachbarschaft zu finden, als der Barometer niederging, und ehe wir es uns versahen, ein steifer Nordwest zu wehen anfang. Wir machten eine rasende Fahrt, aber trifteten stark nach Lee. Gegen Abend wurde der Sturm ärger, die Nacht finster, und es war ein Unwetter der schlimmsten Art. Ich wußte genau, daß die Pelewiniseln in Lee waren, aber der bedeckte Himmel hatte mir tags über nicht gestattet, zu observiren, und mit einer Schätzung kam ich nicht weit. Ich will Sie nicht mit einem verlegenen Seesturm nebst obligatem Schiffbruch molestiren, aber ich muß den tatsächlichen Umstand erwähnen, daß es plötzlich einen gewaltigen Stoß gab, worauf wir fest saßen. Der Wind drückte das Schiff nach Steuerbord hinüber, bis die Maanoden in das Wasser tauchten, dann knallten die letzten Segel; Stengen und Spieren gingen gleichzeitig über Stieg, ein paar Sturzwellen wuschen über das Deck, und wie sich das Schiff zur Hälfte wieder aufrichtete, fehlten mir ein halbes Duzend Leute. Wir brauchten kaum noch den Pumpen zu sehen, um zu wissen, daß unser Fahrzeug schnell voll Wasser lief. Von da ab mußten wir den Kampf um das Leben aufgeben und uns darauf beschränken, uns gegen die See zu sichern, die unaufhörlich über uns wegging. Jeder klammerte sich fest, wo er eben stand, bis ein unbewachter Augenblick und eine plötzliche Welle ihn über-raschte und in die Tiefe zog. In der Höhe schwankte ein weißes Braak von Tauwerk und Holz gegen den Mast und drohte jeden Augenblick auf uns nieder zu stürzen; unter uns gurgelte das Wasser im Schiff, wir selbst umgeben von Nacht, Sturm und überstürzenden Wellen.

„Als der Tag graute, ließ der Sturm nach, die Sturz-seen wurden seltener und hörten schließlich auf; von meinen Leuten fanden sich drei zusammen, die anderen waren auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Der Zustand des Schiffes war so hoffnungslos wie möglich; wir saßen etwa mittschiffs auf einem Korallenstege fest, deren es in der Umgegend noch einige gab; Land war nicht zu sehen, aber vielleicht lag das am dicken Wetter. Ein Versuch, in die Wasserlast zu kommen, mußte aufgegeben werden, denn das Seewasser stand schon in den Reißbalken des Zwischendecks; aus meiner Kajüte holte ich mit Lebensgefahr einen Korb voll Hartbrot, einen Revolver und einen kleinen Kompaß, dann machten wir uns daran, das Steuerbordboot zu Wasser zu bringen; das zweite Boot hatte uns die See zertrümmert.

„Das Unglück war noch lange nicht am Ende. Das Schiff hatte die Nacht hindurch dem Sturme und dem Seegang wenigstens soweit widerstanden, daß es auf dem Felsen sitzen blieb; jetzt, da sich das Wetter aufklärte und statt der gebrochenen See eine lange Dämmung heran zu rollen anfang, legte es sich allmählich auf die Leeseite hinüber. Wir hatten es leicht, unser Boot flott zu machen, da die Railing beinahe ins Wasser tauchte; aber kaum schwamm es, als es die rücklaufende Welle gegen das Schiff drückte und das Ruder zerplitterte. Wir waren froh, daß zwei Riemen gerettet waren; auf Mast und Segel,

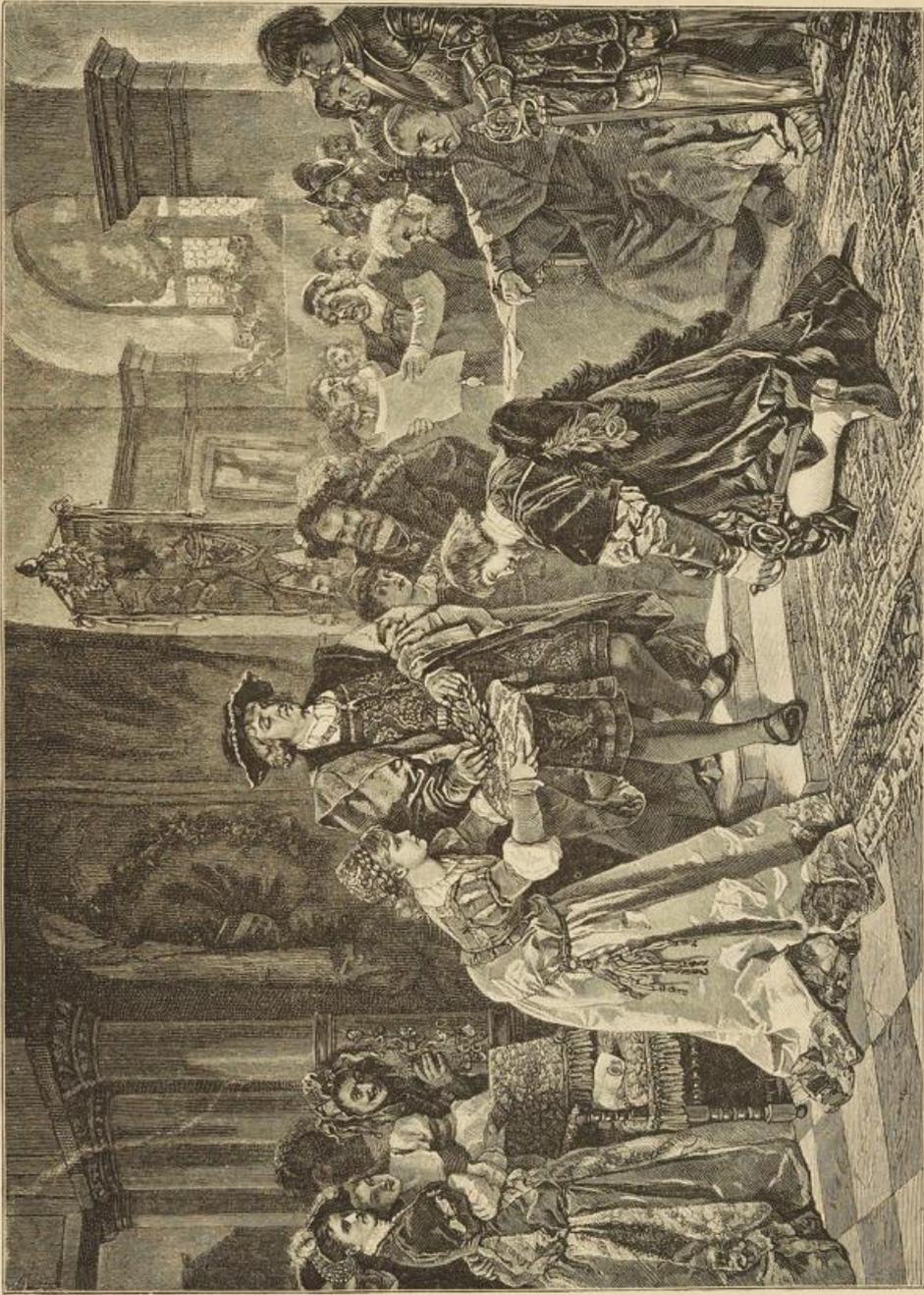
die im Zwischendeck lagen, mußten wir verzichten, denn es war bei der Lage des Schiffes nicht mehr möglich, an Deck aufrecht zu gehen, also auch keine Aussicht, aus dem wirren Chaos, zu dem sich die Ladung zusammen geschoben haben mußte, und aus dem Wasser etwas heraus zu finden. Wir machten uns also in das Boot und beeilten uns, aus der gefährlichen Nachbarschaft zu kommen.

„Es war das übrigens eine der wenigen Gelegenheiten aus meinem reiferen Alter, bei denen ich geweint habe. Ich hatte nie ein Schiff verloren, ich hatte auch nie erfahren, wie der hölzerne Bau mit dem Herzen verwachsen kann. Als wir abstießen, kam es mir wie ein Wunsch der Verzweiflung, mit meinem Schiffe mich von den Wellen begraben zu lassen; es war nicht ein Gedanke darunter an den Verlust, in dem Vermögen erlitt, es war ein wirkliches Losreißen vom Herzen. Ich steuerte das Boot mit dem einen Riemen, aber mein Blick hing rückwärts gewendet an dem Schiffe, bis wir eine See übernahmen und ich daran erinnert wurde, daß in dem bewegten Wasser unser Leben von meiner Aufmerksamkeit abhing. Ich hatte zwei ältere Maaten und einen Jungen im Boot; ich sah allen in nasse Augen. Bei den beiden Alten, die ich vor Jahren in Bremen geheuert hatte, war es eine Regung wie die meinige, dem Jungen lag blasse Todesangst auf dem Gesichte. Vielleicht ging ihm bei dem Anblicke unserer schmalen Brotvorräthe der Gedanke durch den Kopf, daß er unserem Hunger als erstes Opfer fallen würde, vielleicht machte ihm die gefährliche Fahrt Grausen; erfahren habe ich es nicht mehr von ihm.

„Die Leute ruderten abwechselnd den Tag über, aber die Mühe war vergeblich; es war ein fruchtloser Kampf gegen die anrollenden Wellen und, statt vorwärts zu kommen, trifteten wir bald genug wieder an dem Braak vorüber und gaben die Arbeit auf. Ich begnügte mich damit, gegen die Wellen anzuhalten und uns vor dem Kentern zu bewahren. Dann kam der Abend und mit ihm alle Schrecken des Schiffbruchs über uns: Hunger, Durst, Müdigkeit und Dunkel inmitten steter Todesgefahr. Wir gaben dem Magen Beschäftigung mit einigen Bissen Hartbrot und theilten uns in zwei Bächen. Da noch immer ein steifer Wind wehte, der indes mehr nach Norden herumgegangen war, mußten wir unausgesezt mit beiden Riemen arbeiten, zwei mußten wachen, wenn die beiden andern schliefen.

„Ich wählte mir den jüngeren der beiden Maate zur ersten Wache und ließ die beiden anderen sich zum Schlafen niederlegen, soweit die räumlichen Verhältnisse des Bootes Bequemlichkeiten gestatteten; dann hielten wir beide Kriegsrath. Wir hatten Tages über nirgends mehr Land gesehen, als einzelne Untiefen, an denen die Brandung verborgene Felsen verrieth; aber es stand fest, daß wir südwärts die lange Kette von Inseln antreffen mußten, welche mit den Pelews beginnt und sich in den Karolinen fortsetzt. Aber gegen den Verriuch, diese Inseln zu erreichen, sprachen zwei Gründe: zunächst liegen sie zerstreut und in hinlänglichen Abständen, um ein Verfehlen nicht in das Bereich der Unmöglichkeiten zu verweisen; sodann sind nur wenige darunter von der Cultur beledt, die meisten ganz außerhalb des Weltverkehrs, und man hatte in jener Zeit mehr Grund als heute, die Verührung mit den Eingeborenen zu meiden. Nach Norden und Osten hatten wir das hoffnungslose Meer vor uns; es blieb nur übrig, an den Weg rückwärts zu denken, den wir gekommen waren. Hier war kaum zu befürchten, daß wir eine Küste verfehlen würden, wo wir Unterstützung finden konnten; mit einem Cours Westsüdwest zu West mußten wir auf Mindanao oder eine der kleinen Nachbarinseln stoßen und blieben auf der befahrenen Seestraße. Das letztere war es, was mich für diesen Weg einnahm, denn die zweihundert Meilen, auf welche ich die Entfernung bis Mindanao schätzte, mit zwei Riemen zurückzulegen, ohne Nahrung, vor allem ohne Wasser, war ein Gedanke des Wahnsinns; ich rechnete darauf, von einem Schiffe aufgelesen zu werden.

„Als es zur Nacht ging, konnten wir ohne Gefahr zu kentern wenden; wir legten uns in die Riemen und ließen Wind und Seegang helfen, den Cours nach West zwei Striche zu Süd. Der Himmel räumte ab, und es war die ganze Pracht des süd-



**Kaiser Max front Ulrich von Hutten mit dem Dichterfranz.**

Nach dem Gemälde von Professor H. Weiler. (Photographie im Besitze der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.)

lichen Sternenhimmels, die über die Wasserwüste ein schwaches Licht verbreitete. Wir schwiegen beide, jeder hatte mit seinen Gedanken zu thun. Es war seltsam, daß unter uns vieren noch keine Klage über den Durst laut geworden war, und doch stand dieses schreckliche Gespenst seit lange vor unseren Augen. Die beiden Schläfer schreckten von Zeit zu Zeit aus entsetzlichen Träumen auf und legten sich mit einem Köcheln der Er schöpfung wieder auf die Seite; mir selbst legte es sich einmal wie ein rother Schleier über die Augen, und das Blut drängte heiß zum Gehirn, daß ich die Augen schließen und eine Weile regungslos sitzen mußte. Meine Gedanken wanderten rastlos von dem verlassenen Brack zur Heimat und von der Heimat zu dem Brack; ich sah das eine niemals wieder, und bei dem Gedanken an die andere ging es mir wie eine düstere Ahnung durch die Seele. Als endlich die Arme den Dienst veragten, wackten wir die Schläfer, der Matrose übernahm die Steuerung, und wir legten uns nieder. Aber dieser Schlaf war schlimmer als Festerqualen; ich schwamm in einem Chaos von Blut, und was in der Vergänglichkeit des Traumes Gestalt annahm, war Blut, nichts als Blut! Mit einem heiseren Schrei fuhr ich auf, ein anderer Schrei hatte mich geweckt. „Was ist es?“ fragte ich den Jungen, der lautlos auf das Wasser hinauszeigte. Eine dunkle Trübung schwamm auf der Welle, ein helleres Klimmern verlor sich in der Tiefe. Ich begriff auf den ersten Blick; der Matrose fehlte am Steuer. Schöße und Jade lagen im Boote. Der Unglückliche hatte seine Quallen zu lindern gesucht durch ein Bad und ein Hai hatte ihm ein schnelles Ende gemacht. Mich überkam es wie Reid gegen den Alten, der jetzt nichts mehr vom Durst wußte. Und doch überließ mich ein Schauer, als ich nach dem Riemen griff und ihn in das Wasser tauchte, da, wo ein Ballen bläulichen Schaumes auf dunklerem Grunde sich abhob.

„Wir legten die Fahrt eine Weile lautlos fort; ich suchte nach einem Gedanken, der mich aus der schrecklichen Wirklichkeit entführen könnte, aber es wurde nicht mehr als mitleidiger Jammer, wie ich auf den Knaben vor mir sah, der die letzten Kräfte anstrengte, um seinen Riemen durch das Wasser zu ziehen. „Nuth, mein Junge!“ sagte ich. „Wir müssen mit dem Tage eine Kiste oder ein Schiff in Sicht haben.“

„Glauben Sie, Kapitän?“ fragte er, und durch die Quallen, die ihm der Durst verursachte, hörte ich den Klang freudiger Hoffnung hindurch, daß es mir in das Herz schnitt, gelogen zu haben.

„Sicher, mein Junge!“ sagte ich. „Wir sind hier mitten zwischen Inseln und auf befahrener Straße. Irgend wohin müssen wir kommen!“

Ich hörte den Knaben weinen; ich dachte, es war die neu erwachte Hoffnung, die ihn zu menschlichen Regungen zurückbrachte. „Wissen Sie, Kapitän?“ sagte er schluchzend, und dabei lag ein Lächeln der Freude auf seinem Gesichte, das auch mir fast die Thränen in die brennenden Augen gepreßt hätte, „ich bin noch sehr jung und kann noch ein vernünftiger Mensch werden. Ich bin zu Hause meiner Mutter davon gelaufen; ich denke, sie würde sich freuen, wenn ich noch einmal wiederkäme.“

Diesmal hatte ich keine Antwort, aber es ging mir wie ein Gebet durch die Seele, daß dieses Kind zurückkehren möchte in die Mutterarme.

Dann wurde es Tag, wolkenloser Tag, aber es war eine öde himmelumsäumte Fläche, welche die Sonne beleuchtete, nichts als die Kämme der breit heranrollenden Wellen. Als sich der Schläfer erhob, lagen ihm die Augen glühend und ruhelos im Kopfe, er that keine Frage nach dem Verschwundenen, vielleicht vermischte er ihn nicht einmal, er entriß dem Jungen den Riemen und begann mit der Hast eines Wahnsinnigen zu arbeiten.

Zwischen uns dreien fiel kein Wort mehr; der Knabe lauerte im Boote, den trockenen Blick stier nach vorwärts gerichtet, ich ruderte langsam, wie eine Maschine, aber über den Matrosen kam mit dem Höhersteigen der Sonne ein unheimliches Leben. Er fing an, in das Leere hineinzureden, wirres Zeug, das mir nicht weiter als bis zum äußeren Ohr drang, und während der eine Arm seine mechanische Arbeit verrichtete,

fuhr die andere Hand durch das wirre Haar oder hob sich zu unverständlichen Gesten aufwärts. Dann entglitt der Riemen seiner Hand, und ich sah das Holz im nächsten Augenblicke an mir vorüberstreifen, ohne daß sich eine Muskel in mir geregt hätte, es zu halten. Ich schaute wie auf ein Schauspiel auf den Mann, der sich aufgerichtet hatte und zum Wasser hinüber sprach und dann — ob es ein Sprung war, den er machte, oder ob er unter einer schaukelnden Welle das Gleichgewicht verlor — er war nicht mehr im Boote, aber ein Strudel schloß sich im Wasser und gurgelnde Blasen kamen nach oben.

Wir stierten empfindungslos auf die Stelle, ich glaube stundenlang; der brennende Schmerz der Eingeweide war mir eine Gewohnheit geworden, die ich regungslos zu ertragen glaubte; die Gedanken gingen durch das Gehirn wie Blige, ohne Zusammenhang, plötzlich verlöschend; von allem, was die Sinne wahrnahmen, habe ich von da ab keine Erinnerung mehr, bis die Nacht hereinbrach; da kam es mit einem kühleren Lufthauche wie Besinnung über mich, und ich sah zwei Dinge zugleich. Ich richtete den Blick in die Dunkelheit, und der Gedanke trat mir vor die Seele, daß heute der dreißigste Mai war, mein Geburtstag. Und während das geistige Auge diese Erinnerung zu halten versuchte, richtete sich das leibliche auf einen Stern, der über dem Horizonte erschien.

War es ein Stern? Ich sah zum Himmel auf, aber ein grauer Schleier lag vor den Augen, ich sah kein flimmerndes Licht weiter, als das eine vor mir. Ich stierte darauf hin, lange, bis die Augen zu schmerzen begannen, aber der entsetzliche Gedanke schnürte mir die trockene Kehle zusammen, daß dieser Stern verlöschen könnte. Und plötzlich waren drei Sterne vor mir und tanzten über dem Wasser, einer in der Höhe, blendend weiß, zwei darunter, roth und grün.

Ein Dampfer! Ich sah die Lichter langsam über dem Wasser sich heben, und mit dem Bewußtsein, ein Schiff vor mir zu haben, begann der Rest von Besinnung sein qualvolles Spiel zu treiben. Wenn ich eins der Lichter verlöschen sah? Wenn das Schiff den Cours änderte, nach rechts, nach links? Wie weit von uns würde es vorüberfahren? Würde man mich hören? Konnte ich noch schreien? Ich versuchte es, aber es kam nichts als ein heiserer Laut aus der Kehle, dem ein anderer antwortete. Wie ich auf sah, hockte der Junge neben mir auf der Ducht; er sah, was ich sah.

Nun kam es wie das Rauischen einer Brandung gegen uns heran; die farbigen Lichter warfen vor sich einen Schein auf die Wellen, der weiße Schaum am Bug leuchtete durch die Nacht, ich hörte den klatschenden Laut der Räder; dann wuchs es schwarz über uns hinaus, ich versuchte einen letzten gellenden Schrei, dann ein Stoh, dann umgab es mich kalt, und ich hatte zu denken aufgehört.

Als ich die Augen aufschlug, war es im Halbdunkel eines Schiffsraumes; rechts und links umgaben mich die schwarzen Schatten von Männern, aber geradeaus fiel mein Blick auf eine übermenschliche hellbeleuchtete Gestalt, noch triefend vom Wasser, die Haare über die Stirn geklebt und den nachdentlichen Blick auf mich geheftet. In dem Momente der Besinnung, der mir gegönnt war, erkannte ich mit voller Deutlichkeit meinen geheimnißvollen Retter aus der Nacht von Plymouth; fünfzehn abenteuerreiche Jahre hatten nicht einen Zug dieses seltsamen Kinder Gesichtes aus meiner Erinnerung löschen können. Ich versuchte eine Hand zu heben und zu sprechen, aber ehe der Gedanke ausgebracht war, verlor ich von neuem die Besinnung.

Nun, meine Herren, es war vielleicht drei Wochen später, als ich im holländischen Hospital in Batavia eines Morgens erwachte. Das Gedächtniß kam etwas später, und Sie können sich denken, daß ich mich nach den Ereignissen erkundigte, für die mir die Erinnerung fehlte. Aber ich erfuhr nichts, als daß ein englischer Dampfer, der seit einer Woche schon seinen Weg nach Calcutta fortgesetzt hatte, einen einzelnen Schiffbrüchigen in meiner Perion dort zurückließ. Ich will Sie mit diesen beiden Geschichten Ihrem eigenen Nachdenken und der leicrenden Logik des Doktors überlassen!“ schloß der Erzähler und verließ die Messe. — — —

## III.

Es war vormittags 11 Uhr am dreißigsten Mai, als wir auf der Rhebe von Buenos Ayres, angeführt des Delias, welches der Uruguay und der Paraguay zwischen ihren Mündungen bilden, zu Anker gingen. Der Tag war windig, und eine schwere See stand in die Bucht hinein. Ich ging mit dem ersten Routineboot an Land und hatte mit dem ersten Offizier, der heute an seinem Geburtstage ein anständiges Diner nicht entbehren wollte, zu Mittag ein Zusammentreffen im Deutschen Hotel verabredet. Der Zahlmeister, den gleichfalls Geschäfte aus Land riefen, und der Stabsarzt, der sich nach einigen ausgegangenen Meditamenten umsehen wollte, nebenbei auch wohl Verlangen hatte, die Schönen der Stadt einer vorbereitenden Musterung zu unterwerfen — er war unverheiratet, habe ich zu bemerken — saßen mit mir im Boot und waren natürlich voll Enthusiasmus für das solenne Geburtstagsdiner. Am Lande zerstreuten wir uns, aber das Verlangen nach den kulinarischen Genüssen des Ortes war bei uns allen so dringend, daß mit dem Glockenschlage zwei die Gesellschaft im Hotel versammelt saß. Der Gastgeber hatte umsichtigerweise seine Bestellung rechtzeitig an Land geschickt; wir hatten ein Zimmer für uns genommen und wurden vortrefflich bedient. Daß wir es an der nöthigen Feststimmung nicht fehlen ließen, wird man mir glauben, wenn ich daran erinnere, daß wir eine schnelle aber stürmische Ueberfahrt gehabt hatten, bei der uns die Erinnerung an die Stabilität von vier Stuhlbeinen und an den ungetriebenen Genuß von Flüssigkeiten beinahe abhanden gekommen war. Die besondere Veranlassung that das ihrige, unser Offizier schien die Gedanken an sein Verhängniß für diesen Tag aufgegeben zu haben und trug durch allerlei Seeschwurren zur Unterhaltung redlich bei. Daß er uns zur Mäßigkeit im Trinken wiederholt ermahnte, hatte seinen guten Grund; er wollte uns noch Tisch in eine verborgene kleine Weinweipe führen, die seit langen Jahren in dem Hause besonders seiner Getränke stand und ihm von einem früheren Besuche der Stadt her in gutem Andenken war.

Nun, wir nahmen den Rath so wörtlich wie möglich, schlossen unser Diner mit einer Tasse Kaffee und machten uns auf den Weg.

Es war eine einsame Stadtgegend, in der wir endlich vor einem alten Hause Halt machten, welches die größte Aehnlichkeit mit einem Bauernhause der Mark Brandenburg hatte. Unser Führer erklärte uns in Kürze, daß der Vater des jetzigen Besitzers in der That aus irgend einem märkischen Dorfe, wo er eine Schantwirthschaft betrieb, ausgewandert sei, und hier im selbstgekauften Hause das Geschäft mit ansehnlichem Erfolge fortgesetzt habe. Wir betraten eine niedrige aber sehr geräumige Stube, die Wände vom Rauch geschwärzt, der den Raum auch jetzt anfüllte, und besetzten einen Tisch. Der erste Offizier lehnte den Stuhl gegen die Wand und hatte das Gesicht der Thüre zugewendet; er bestellte unser Getränk bei dem dienstfertigen Wirth, und wir mufterten in der Zwischenzeit die wenig zahlreichen Gäste im Lokale. Dann erschienen Flaschen und Gläser, und der Moment schien dem Arzte passend, einen Trunk auf die Gesundheit des Geburtstagskinds in einige zierliche Worte zu kleiden.

„Nachdem unser verehrter Brentheim für diesen sieben- undvierzigsten Geburtstag den Glauben an sein Verhängniß glücklich aufgegeben hat,“ schloß der Redner, „kann ich nur mit Neid auf ein Schicksal blicken, von dem man immer zur rechten Zeit aus der Patzche gerissen wird, und bitte Sie, mit mir auf den Wunsch anzustoßen, daß unserem Geburtstagskinde sein Verhängniß noch recht lange erhalten bleiben möge!“

Unsere Stimmung ertrug den etwas gewagten Toast, und wir stießen fröhlich an. Als ich mein Glas an die Lippen setzte, fiel mein Blick auf den Offizier, der mir gegenüber saß und gleichfalls zu trinken im Begriff stand.

Aber in diesem Augenblick geschah etwas Seltsames.

Ich sah, wie die Augen des Mannes sich weit öffneten und stier auf die Thüre besteten, wie eine sahle Blässe über sein Gesicht lief und die zitternde Hand den Inhalt des Glases

verschüttete; dann fiel das Glas klirrend zu Boden, und der Arm sank schwer auf den Tisch nieder.

Ich wandte mich jäh nach der Thüre um, aber im nächsten Moment sprang ich nicht minder erschreckt auf: ich sah das Verhängniß unseres Offiziers, gebückt, die langen Beine langsam schlotternd, langsam in das Zimmer treten, denselben Mann, den ich nie gesehen, aber auf den ersten Blick erkannt hatte, das Haar eisgrau, die Haltung etwas gebückt, offenbar ein Greis, aber noch immer das bartlose Gesicht und das große fragende Auge eines Kindes.

Der Schrecken war über uns alle gekommen; wir schauten den seltsamen Mann an, der nicht weniger erkannt an der Thür stehen geblieben war und auf unsere überraschten Gesichter blickte.

Brentheim war der erste, der sich faßte; er erhob sich schwerfällig, wie unter der Nachwirkung des lähmenden Schreckens, und ging auf den Fremden zu.

„Wenn ich nicht irre, begrüße ich in Ihnen einen Landsmann,“ sagte er.

Ueber das Gesicht des Fremden lief ein freundiges Lächeln. „Wirklich,“ antwortete er, „eine angenehme Ueberraschung, Herr Offizier.“

„Geben Sie uns vielleicht die Ehre, ein Glas Wein mit uns zu trinken?“ fragte Brentheim weiter.

„Mit vieler Freude, mein Herr!“ acceptirte der Mann, indem er an unseren Tisch trat. Es erfolgte gegenseitige Vorstellung; wir erfuhren, daß unser Gast Rheber hieß. Man kann sich denken, mit welcher Spannung wir alle der Entwicklung dieses Abenteurers entgegen sahen. Nachdem wir uns gesetzt und der aufmerksame Wirth die Gläser ergänzt hatte, unterbrach der Offizier die erwartungsvolle Stille.

„Gestatten Sie mir, werther Herr, eine Frage, die Ihnen vielleicht seltsam vorkommen wird. Kennen Sie mich?“

Der Fremde sah forschend in das Gesicht des Fragenden, dann sagte er: „Nun, mein Herr, ich habe in meinen vierundsechzig Lebensjahren und bei meinem Umherstreifen durch die Welt viele Menschen gesehen, die nicht alle in meinem Gedächtnisse haften geblieben sind. Ich mag Sie kennen, aber Sie entschuldigen mich vielleicht, wenn ich Sie nicht wieder erkenne.“

„Ich werde Ihnen behilflich sein,“ fuhr Brentheim fort. „Wissen Sie sich vielleicht einer Nacht in Plymouth zu erinnern, heute vor einunddreißig Jahren, als Sie einen Schiffsjungen aus den Händen betrunkener Matrosen retteten und auf ein englisches Schiff brachten?“

Der Alte hatte die Stirne sinnend in die Hand gestützt, dann richtete er den Kopf auf und sagte lächelnd: „Die Erinnerung kommt mir; es war eine neblige Nacht und schon spät. Ich glaube, es war die Elisabeth, wohin ich Sie brachte; entschuldigen Sie, mir scheint, daß Sie der Knabe gewesen sind.“

Der Offizier nickte. „Vor sechzehn Jahren sahen wir uns ein zweites Mal. Erinnern Sie sich eines anderen dreißigsten Mai, als Sie mit einem englischen Dampfer von Californien über Batavia nach Calcutta fuhren und in der Sulusee nachts einen Schiffbrüchigen aufsuchten, dessen Boot Ihr Dampfer überfahren hatte?“

Der Mann schlug mit kindlichem Erstaunen die Hände zusammen. „Mein Gott,“ sagte er, „waren Sie das wieder? Ich erinnere mich des Zufalls um so besser, als ich dabei beinahe selbst ums Leben gekommen wäre. Ich ging an Deck spazieren, als der Zusammenstoß erfolgte. Ohne viel Besinnen sprang ich über Bord und faßte Sie noch rechtzeitig, als Sie nach oben kamen; aber unser Dampfer hatte tüchtige Fahrt, und ehe ein Boot zur Stelle kam, wäre mir beinahe der Athem ausgegangen.“

Es war eine seltsame Scene für uns Zuschauer, wie sich die beiden Männer jetzt die Hände drückten, der Fremde mit der Freude eines harmlosen Gemüthes, dem eine heitere Erinnerung durch die Seele geht, Brentheim mit mühsam verhaltener Erregung. Es sah sonderbar aus, wie es in dem Gesichte des ernststen Mannes arbeitete, mir schien fast, als ob sich die Beklemmung vom Herzen lösen wollte, welche der Glaube an sein Verhängniß seit Jahren nur auf Augenblicke

hatte weichen lassen. Man kann sich denken, daß wir anderen eine Weile uns aufs Zuhören beschränken mußten. Brentheim folgte sichtlich dem Drange, kein Dunkel mehr zu lassen über den Ereignissen, die er sein Verhängniß nannte, und wir erfuhren denn, daß es ihm noch heute in Plymouth einfacher Bootsführer gewesen war, unter den Seelenten gefürchtet wegen seiner außerordentlichen Leibeskräfte; er hob mit naivem Stolze hervor, daß es ihm noch heute an Muskelkraft niemand so leicht zuvorthäte; dann hatte er sich ein kleines Vermögen erworben und zum Handel gegriffen, der ihn weiter vorwärts brachte; bei dem Zusammenreffen in der Saluse war er bereits ein reicher Kaufherr und auf einer Handelsreise. Jetzt ließ er das Geschäft von zwei Söhnen verwalten und war bei dem einen, der hier in Buenos Ayros die Filiale hatte, auf einige Monate zum Besuch, um einen Enkel taufen zu lassen und, wie er sich lebensfroh ausdrückte, wenn möglich den zweiten gleich abzuwarten. Der immerhin sonderbare Zufall, daß diese drei Begegnisse stets auf Brentheims Geburtstag gefallen waren, verlegte den alten Herrn in so fröhliche Stimmung, daß er Sekt kommen ließ, um eine würdige Gesundheit zu trinken.

Nun, an unserer Stimmung war nichts zu verbessern; der Stabsarzt triumphirte, als die ganze Geschichte sich wirklich als das Spiel von Zufälligkeiten erwies, und Brentheim befreundete sich mit seinem zweifachen Netter so sehr, daß er ihn für den Abend an Bord lud zur Theilnahme an der unerlässlichen Geburtstagsbowle. Die Einladung wurde ohne Bedenken acceptirt, und wir machten uns mit der Dunkelheit auf den Weg nach dem Hasen hinab, in fröhlichster Laune, aber trotz des reichlichen Weingenußes so wenig in unserem Gleichgewichte gestört, daß die Aussicht auf die Bowle keinem Bedenten begegnete.

Ich habe schon vorher bemerkt, daß eine tüchtige See in den Hasen stand; der Wind brauste, als wir die Landbrücke betraten, und hatte die Laternen des Bollwerkes bereits soweit decimirt, daß das flackernde Licht der Ueberlebenden kaum hinreichte, die nächste Umgebung nothdürftig zu erhellen. Unser Ruf wurde vom Wasser aus erwidert, aus der Finsterniß kam das Boot heran und machte den Versuch, uns ein Ueberpringen zu ermöglichen, ohne mit dem Ballenwerk in gefährliche Verührung zu kommen. Die Kriegsschiffsetifette, die seine Macht der Erde, selbst ein Geburtstagsdiner mit nachfolgender Libation nicht zu suspendiren vermag, verlangte, daß ich den Anfang machte, daß mir der Zahlmeister folgte, diesem der Stabsarzt, zuletzt unser erster Offizier. Aber da der Gast bei seinem Alter von beiden Seiten Unterstützung zu verlangen schien, so ließ ihm Brentheim den Vortritt. Auf der vorderen Ducht stand der Unteroffizier des Bootes und nahm uns der Reihe nach in Empfang; jeder machte seinen Sprung, der alte Herr trotz seiner ungelungenen Gestalt mit der Clastizität des Seemanns; Brentheim zuletzt und in demselben Augenblicke, da eine Welle

das Boot auf ihrem Rücken der unteren Brückenstufe nahe geführt hatte, um es unmittelbar darauf im Wellenthal einige Fuß zurückgleiten zu lassen. Es war nur einen Moment zu spät, als der Fuß des Offiziers die Wand des Bootes streifte, er trat in den leer gewordenen Raum, zehn Hände, die sich gleichzeitig ausstreckten, vermochten nichts mehr zu erfassen, und Brentheim verschwand in der Tiefe.

„Kann er schwimmen?“ fragte der Alte, indem er die Stiefel von den Füßen zog.

„Ja!“ antworteten ein paar Stimmen.

„Dann drei kleine Schläge uferwärts; gestatten Sie mir, daß ich kommandire!“

Die Leute griffen mit fieberhafter Hast zu den Riemen. Das Boot legte den Raum zurück, der Kopf des Offiziers tauchte im nächsten Moment hart am Steuerbord empor. Wieder reckten sich einige Arme, aber in der gebrochenen See tanzte das Boot wie ein Ball auf den Wellen, und der Kopf versank wieder.

„Noch zwei Schläge!“ befahl der Alte. Die Berechnung entsprach genau dem Erfolge; dicht neben uns hoben sich zwei Arme aus dem Wasser, aber die nächste Welle verschlang sie wieder.

„Jetzt ist es Zeit!“ sagte der Fremde, indem er den Rod in das Boot warf. „Ganz langsame Schläge nach dem Ufer zu und zufassen, sobald Sie etwas greifen können!“

Dann schlugen die Wellen über ihm zusammen. Es bedarf kaum der Entschuldigung, daß wir keinen Schwimmer unter uns hatten. In dieser See konnte keine Kunst helfen, nur das Glück und eine äußerste Kraftanstrengung. Die Riemen zogen ihren Bogen durch das Wasser, vorn im Boote lagen wir, angeklammert, weit hinaus gelehnt, bereit zu fassen, was in den Bereich unserer Arme kam. Jetzt tauchte vor uns ein Kopf auf, ein Schrei, dann verschwand er; jetzt kam er wieder nach oben, nicht einen Fuß vom Bug des Bootes entfernt, und ein zweiter Körper schnellte in die Höhe; wieder ein Schrei, und wieder schloß sich das Wasser über ihnen; jetzt schlug eine Welle vorn über uns zusammen, und wie wir die Augen wieder öffneten, hob sich der Kopf zum dritten Male bis an die Schultern empor, vor sich in den Armen einen andern Körper, in der Dunkelheit kaum noch erkennbar, dann sahen wir nichts als schäumende Wellenkämme.

Die Leute leuchteten unter der vergeblichen Arbeit, vorwärts zu kommen; wir stierten nicht minder vergeblich in die Finsterniß hinaus und lauschten auf einen letzten Ruf — nichts als das wechselnde Spiel und das Getöse der Wellen.

Als wir eine halbe Stunde vergeblich gesucht hatten, schöpften wir das Wasser aus dem Boote und fuhren an Bord. Es wurden sämtliche Boote bemannt und eine weite Strecke des Ufers abgesehen; beim Grauen des Morgens zog die Mannschaft der Zolle beide Leichen aus ihrem Wellengrabe.

## Ein gekrönter Dichter.

(Zu dem Bilde auf S. 205.)

Am 12. Juli des Jahres 1517 war es, als Ulrich von Hutten zu Augsburg in feierlicher Versammlung vom Kaiser Max als Dichter gekrönt wurde. Konrad Peutinger, der gelehrte Patrizier und Freund der neuen Zeit, hatte den letzten Vertreter der alten Zeit dazu bewogen, Hutten, und in ihm den Humanisten, diese Auszeichnung zu erweisen. In einer glänzenden Versammlung hatte er Huttens Verdienste um die neu erwachten Wissenschaften hervorgehoben, sein Talent gerühmt, seinen Patriotismus ins rechte Licht gestellt. Da hatte er das Epigramm citirt:

Auf die Franzosen, als sie dem Kaiser die Flucht andichteten.

Armer Franzos, du tröstest dich selbst und erdichtest dir Freuden,  
Daß nur keiner im Volk glaube, dir geh' es so schlimm.  
Lüge nur zu, und tröste mit Hehlen dich über dein Unglück,  
Wenn nur der Kaiser indes Thaten um Thaten vollbringt.  
Nähme dich immer, er sei kriegsmatt und beginne den Rückzug,  
Während mit Sieiegergewalt er dich im Nacken bedrängt.

Nachdruck verboten.  
Wef. v. 11. / VI. 70.

Da hatte er auf jenes andere hingewiesen:

Auf des Hahns Flucht aus Italien.

Warum fliehst mit blutigem Ramm und zerrautem Gefieder,  
Hoh der Hahn, noch jüngst Schreden der Vögel umher?  
Darum, weil er dem Frieden den Streit vorzog und den Kriegslärm,  
Ueber den Adler hinaus led sich zu schwingen bedacht;  
Doch der merkte den Trug, und nachdem schon viel er ertragen,  
Setzt er sich, endlich ergrimmt, scharf mit den Krallen zur Wehr.  
Wer den, der ihm ein Freund sein wollte, sich lieber zum Feind macht,  
Wehrt dem schlecht, so bezeugt jeder: ihm ward nur sein Recht.

Da hatte er endlich von jenem Vorfall in Viterbo erzählt, wo der mannhafte Dichter fünf Franzosen, die seinen Kaiser schmäheten, nun mit dem Schwert eben so vor sich hertrieb, wie er ihrer Nation vorher mit seinen Epigrammen zugeleitet hatte.

Der edle Patrizier sprach nicht umsonst. Der Kaiser gab der Tochter desselben, der schönen Constanze Peutinger, den Auftrag, den Lorbeerkranz zu flechten, mit dem er Hutten

krönen wollte. Auf unserem Bilde nimmt er ihn von ihr entgegen und setzt ihn dann dem vor ihm knienden Dichter auf das Haupt.

Von bewährten Männern, heißt es in der darüber ausgestellten Urkunde, sei dem Kaiser Ulrich von Hutten, der Sprößling eines edeln Rittergeschlechts, als ein junger Mann empfohlen, der aus Liebe zu den Wissenschaften die Heimat verlassen, einen großen Theil von Europa durchwandert, dabei viel Ungemach erduldet, auch Lebensgefahren bestanden, hierdurch aber es nunmehr dahin gebracht habe, daß seine Schriften in aller Händen seien, die gelehrtesten Männer in Italien und Deutschland sich seine Freunde nennen und in öffentlichem Drucke für seine selteneren Vorzüge Zeugniß ablegen. Weil er so zu dem angeborenen Adel des Geschlechts den durch die besten Studien erworbenen hinzugefügt, habe auch der Kaiser ihn werth geachtet, durch ein Merkmal seines Geistes ihn auszuzeichnen. So ertheile er ihm denn aus eigenem Antriebe, nach gewisser Rundschaft, mit kaiserlicher Nachvollkommenheit den Lorbeerkranz und den goldenen Ring, erenne ihn zum Dichter und Redner, mit dem Rechte, an allen Schulen, ins-

besondere an Hochschulen, in den Sächern der Dicht- und Redekunst zu lehren, überhaupt mit allen Privilegien, Ehren, Gnaden und Freiheiten, welche die übrigen kaiserlich getrönten Poeten und Oratoren von rechts- oder herkommenswegen genießen.

Was für Gedanken in diesem Augenblicke wohl durch den Kopf des Knienden gegangen sein mögen? Ob er sich jetzt, auf der Höhe seines Ruhmes, wohl jenes kalten Dezembertages erinnerte, an dem in öder Sumpfgegend zwischen Greißwald und Kostof die böhschen Diener den armen fahrenden Schüler überfielen und ihm selbst die Kleider vom Leibe zogen? Ob er sich jener eisenen Stunden erinnerte, in denen er arm, krank und verlassen in dem belagerten Pavia sich selbst bereits die Grabschrift dichtete? Oder ob gar vielleicht die dunkle Zukunft einen Schatten auf die leuchtende Gegenwart warf und eine Ahnung von seinem einsamen Tode durch seine Seele zog? Wer kann es wissen? Vielleicht war er heute auch ganz erfüllt von jenem ledigen Wagemuth, dem er seine Erfolge wie sein Unglück verdankte; vielleicht hatte seine Seele heute nur Raum für den einen Gedanken: „Es ist eine Lust zu leben!“

## Sylvester auf dem Lande.

Eine Erinnerung von Kasse Pöthler.

Nachdruck verboten.  
Sef. v. 11. / VI. 70.

Auf die fröhlichen Christfeiertage folgen die des Jahreswechsels; geräuschvolle Feste in der Stadt, ernste, doch schöne Tage im stillen Dorfe.

Sylvester heißt, dem merkwürdigen Papste nachbenannt, der letzte Tag des verrinnenden Jahres, das jetzt gleichsam als persönliches Wesen vor den Kinderseelen steht. Ueberaus wehmüthig ist dem Mädchen zu Muthe, als ob sie Abschied von einem kranken Freunde nehmen müßte, der ihr viel Liebes gethan und über zeitweiliges Leid rasch hinweg geführt hat. Auch die lebhaften Knaben hüten sich, das Scheidende durch eine Unart noch zu betrüben; wird es doch schon morgen vor Gottes Thron stehen und Bericht über alles erstatten, was es auf Erden gesehen hat.

Den Erwachsenen mag ähnlich zu Muthe sein; der Vater ist ungewöhnlich ernst, nachdenklich und verläßt die Studirstube wenig; in der Mutter Stimme liegt eine weiche Milde; die Magd ersieht einen stillen Augenblick, um ihre Pfarrfrau um Verzeihung für alles Ungeheiß und sonstige etwaige Verfehlung zu bitten. In warmen Worten sichert die Mutter ihr diese zu, und beide reichen sich darauf die Hände wie in stillem Gelübniß. Sogar von den Nachbarinnen und sonst näher befreundeten Bauernfrauen ersieht wo möglich jede die Zeit, um, wenn auch nur auf ein paar Augenblicke, einzusprechen, die Mutter noch einmal zu begrüßen und dem Herrn Pfarrer schönen Dank zu sagen für allen Trost und alle Unterweisung, die Alte und Junge von ihm empfangen haben.

Nachmittags helfen die größeren Kinder in vollem Eifer, die sämmtlichen Leuchter im Hause blank zu putzen, die sie sofort in die Kirche tragen dürfen; auch die Frau Schulmeisterin, Schultheißin und Kronenwirthin steuern die ihrigen bei, denn es gilt, die Kirche zu erleuchten. In den Bauernhäusern sind keine zu treffen, da allgemein selbstgewonnenes Buchelöl gebrannt wird. Der Sylvestergottesdienst, jetzt kirchlich angeordnet, war zu jener Zeit unbekannt in Württemberg, und als wenige einzelne Pfarrer ihn einzuführen wagten, von der geistlichen Behörde nur geduldet. Umsonst fand er Anklang im Volke, denn die Kirchenthüren sind belagert von Besuchern aus umliegenden Orten, noch ehe die Glocken zu läuten beginnen.

Auch die Pfarrkinder, die an Sonntagen oft lieber in Wald und Feld umherschweifen oder auf die Schlitten- und Eisbahn gehen möchten, freuen sich heute auf den abendlichen Kirchgang. Wie erscheint die kleine Kirche im Lichterglanz so ganz anders als sonst! Wie weishevoll wirkt der halbdunkle Chor und die Rischen der Fenster mit gebrochenem Lichte! Wie voll tönen durch die stille Nacht die Klänge der Orgel, die am lauten Tage verhallen! Wie schallen so mächtig, von des Vaters klangvoller Stimme getragen, die Psalmworte durch die Kirche:

XIII. Jahrgang, 13. b.\*

„Herr, du bist unsere Zuflucht für und für! Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist Du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Unter den tröstenden Liedesklängen: „Befiehl du deine Wege“ verlassen die Andächtigen die Kirche, unterwegs mit Gesunden und Verwandten noch Wort und Händedruck tauschend; manche suchen noch stille ein Grab auf dem Friedhofe, der die Kirche umgibt, auf, leises Weinen und Beten tönt hinüber in die Räume des Pfarrhauses, das nur wenige Schritte weiter an den Abhang gelehnt steht, auf dem Kirche und Kirchhof sich erheben.

Die männliche Schuljugend aber bleibt in der Kirche zurück; sie wartet auf den Schulmeister, der bald mit gewichtigem Schlüsselbund kommt. Die großen Buben dürfen „das alte Jahr hinaus läuten“, die kleinen stehen dabei und schauen zu. Die Abendglocke wird heute eine volle halbe Stunde durch geläutet, und die Buben wechseln jubelnd ab; es gilt, wer die Glockenstränge am stärksten und gleichmäßigsten ziehen kann.

Im Pfarrhaus stehen die Kinder am geöffneten Fenster und lauschen, wie auf den Höhen und im Thal von allen Nachbarorten in tieferen und helleren Klängen dem scheidenden Jahre der letzte Glockengruß gebracht wird.

Endlich mahnt die Mutter, die Fenster zu schließen, damit die Stube nicht erkalte, und die Abendsuppe wird aufgetragen; die Kleinen sind schon ins Bett gebracht. Nach der Suppe dürfen auch die Großen auf dem alten Sopha und in der Ofenecke zu kurzem Schlafe sich niederlegen, um nachher wieder desto munterer zu werden. Doch sie bitten die Mutter inständig: „Wede uns ganz gewiß!“ Heute ist ja die einzige Nacht des Jahres, in der sie bis über zwölf aufbleiben dürfen.

Es bedurfte kaum der Bitte an die Mutter; sie sind von selbst nach einem Stündchen Schlafes wieder wach. Jetzt kommt auch der Vater aus der Studirstube, wo er zwei Festpredigten ausstudirt hat. Er setzt sich an den Tisch, um die letzte Nacht des Jahres festlich mit den Seinen zu begehen; auch die Magd nimmt bescheiden ihren Platz unten am Tische ein.

Die Mutter bewirthe mit süßem Johannisbeerwein aus dem Garten und mit den letzten Lebkuchen, die von Weihnachten erspart sind. Eine festliche Stimmung herrscht an der engen Tischrunde. Vater und Mutter unterreden sich über abwesende Freunde und Verwandte, gedenken auch mit liebender Erinnerung der Abgeschiedenen. Auch aus ihrer Jugendzeit erzählen sie und stellen den horchenden Kindern die Bilder der nie gekannten Großeltern vor Augen.

Da schlägt's dreiviertel auf zwölf auf der nahen Kirchenguhr, und das Gespräch verstummt. Eltern und Kinder lauschen, wie Minute um Minute das scheidende Jahr verrinnt. Ahnungen

der Ewigkeit, Schauer der Endlichkeit durchbeben die jungen Menschenseelen.

Noch fünf Minuten bis zwölf, da erdröhnt ein Geräusch von Fußritten im knisternden Schnee. Die Kinder eilen ans Fenster, sie wissen, es sind die beiden Nachtwächter, die, begleitet von jungen Sängern aus der Gemeinde, den Neujahrswunsch darbringen wollen. Eine Laterne wirft rothes Licht über den Schnee, und Notenhefte werden aufgeschlagen.

Jetzt schlägt's in der nahen Kirche zwölf. Ein Schauer durchrieselt die Kinder, während dumpf nachhallend der Glöckenschall zwölf Mal erzittert, der den Ablauf eines Sonnenjahres verkündigt, einen Markstein in die rinnende Zeitsut legt.

Sobald der letzte Schlag verhallt, beginnt eine frische Tenorstimme im Hof recitierend:

Das alte Jahr vergangen ist, — wir danken dir, Herr Jesu Christ!  
Das neue Jahr — ist offenbar;  
Wir wünschen dem Herrn Pfarrer ein gutes Jahr,  
Ein gesundes Jahr, — ein segensreiches neues Jahr!

Der kleine vierstimmige Chor fällt mit dem herrlichen Choral ein:

Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren,  
Meine geliebte Seele! das ist mein Begehren.  
Komme zu Hant! Walter und Harle wacht auf!  
Lasset den Lobgesang hören!

Lobe den Herrn, der sichtbar dein Leben gesegnet,  
Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geredet!  
Denke daran, was der Allmächtige kann,  
Der dir mit Liebe begegnet!

### William Ewart Gladstone.

Von Leopold Katscher.

Anno 1812, während der Parlamentswahlen, gab es in der politischen Welt Englands kein geringes Aufsehen, als man die erstaunliche Mär vernahm, Lord Brougham — man denke: Lord Brougham! — sei in Liverpool durchgefallen! Sein glücklicher Gegenkandidat war George Canning gewesen. Diesen Sieg aber hatte Canning dem Einflusse des Mr. John Gladstone, eines hervorragenden Liverpools Grobshändlers, zu verdanken, dessen intimster Freund und häufiger Gast er war. Der charakterfeste, urtheilsichere Kaufmann war auch ein wenig ehrgeizig und hätte es gar zu gern gesehen, wenn er seiner Familie neben großem Reichtum an irdischen Gütern — und daran mangelte es ihm keineswegs — auch noch den Nimbus eines politisch und literarisch berühmten Namens hätte hinterlassen können. Er beschloß, seinen jüngsten Sohn, der ihm am 29. Dezember 1809 bescheert worden war, zum Träger seiner Ziele zu machen. Dieser Sohn — nach einigen der dritte, nach anderen der vierte, jedenfalls aber der jüngste — hieß William Ewart und rechtfertigte frühzeitig die Erwartungen des Alten. Letzterer weigte den Knaben schon im zarten Alter von zwölf Jahren in die Mystereien finanzieller und politischer Fragen ein und debattirte mit ihm über die Tagesereignisse. Der junge Burche zeigte das lebhafteste Interesse für derlei Dinge, und sein Verstand wurde dadurch sehr geschärft. Vermuthlich sind auch launige Gespräche nicht ohne Einfluß gewesen. Der stolze Vater machte sich ein Vergnügen daraus, seine Tafelgäste durch die Altklugheit und Geisdeidtheit seines Lieblingskinds in hohes Staunen zu versetzen. Als nun William nach Eton-College kam, war er ein vorzüglicher Student, und absolvirte darauf seine Studien an der Oxforder Universität so glänzend, daß die Torypartei ihre Hoffnungen bereits auf ihn setzte, als er noch quasi auf der Schulbank saß. Die zu Hause genossene Vorbildung war durch seinen Fleiß an der Hochschule im höchsten Grade verfeinert worden, und der letzte Schluß wurde durch eine einjährige Reise auf dem Kontinente, die er 1831, sofort nachdem er die alte Gelehrtenstadt verlassen, antrat, angelegt. Als der junge Gladstone 1832 nach England zurückkehrte, fand er, daß er sich des Rufes erfreute, tadellose Grundzüge, große Talente und eine vollendete Haltung, wie eine angeborene Würde zu besitzen. Es nimmt uns hiernach wenig Wunder, daß sich an dem neuen Stern wiederholte, was schon vorher in mehreren Fällen Aufsehen erregt hatte: daß er mit 23 Jahren ins

Rings umher ist tiefe nächtliche Stille; feierlich wölbt sich der Sternenhimmel über der schneebedeckten Landschaft. Die Oratorien großer Meister haben im spätem Leben nicht tieferen Eindruck auf die Pfarrkinder geübt, als jener alljährliche Choralsang unter dem funkelnden Firmament in stiller Winternacht.

Der Vater ruft den Sängern seinen Dank und Glückwunsch zu, und sie eilen weiter, um dem Schulknecht, dem Schulmeister, den Gemeinderäthen den Neujahrsgruß anzuhängen. Zugleich fracht es nah und fern — piff, paff, puff! Die jungen Burche sind's, von denen jeder dem Schatz das neue Jahr anschießt.

Auch in der Stube des Pfarrhauses begrüßen sich Kinder und Eltern freudig. Es ist nun da, das neue Jahr, vor dem man sich gefürchtet hat, als es die Schatten einer ungewissen Zukunft vor sich herwarf. Mutig schwimmen wir wieder weiter im wogenden Strome der Zeit, freien uns des Lebens und vertrauen auf Gott. Eilig geht's nun zu Bett. Der Vater hat am heutigen Festtage Morgenpredigt im Ort und Predigt mit Kommunion im Filiale auf der jenseitigen Waldeshöhe zu halten, dort, von wo die Kirchenglocken so harmonisch klingen und dessen mit Zink bedeckter Thurm, von den Kindern der Silberne genannt, weithin glänzt; war doch die Kirche ehemals ein besuchter Wallfahrtsort St. Johannis des Täufers.

„Gute Nacht — der Herr segne und behüte uns alle im neuen Jahre!“

Nachdruck verboten.  
Bef. u. II. VI. 70.

Parlament kam. Fox zählte nur 20 Jahre, als ihm die Ehre zu Theil wurde, seinem Namen das bekannte M. P. (Member of Parliament) anhängen zu dürfen; Pitt und Peel erlangten dieses Glück mit 21, Canning und Pelham mit 22 Jahren. Man kann sagen, Gladstone sei von der Schulbank auf die Unterhausbank gesprungen. Diesen seltenen Sprung ermöglichte ihm der Herzog von Newcastle, welcher ihn, seinen erklärten Schützling und Liebling, in dem ihm untergebenen Borough Newark durchsetzte. Gerade zu jener Zeit gab es in Westminsterhall heftige Parteidämpfe und die Konservativen blickten auf das jugendliche Mitglied als auf ihren künftigen Führer. Sein kaufmännischer Ursprung, seine glänzende Universitätskarriere, sein hoher Charakter und seine Geisdeidlichkeit — alles dieses machte ihn zu einer hochangesehenen Persönlichkeit. Dabei war sein Takt ausgezeichnet. Einmal in die Reichsvertretung aufgenommen, zeigte er sich nicht wie z. B. Disraeli-Beaconsfield, ungeduldig zu glänzen, sondern hielt sich reservirt, was bei einem so jungen Manne, der wußte, daß er der Gegenstand großer Aufmerksamkeit sei, daß man von ihm viel erwarte, daß er ein angenehmes Aeußere besitze, gewiß nur sympathisch wirken konnte. Allerdings trat er hier und da, wo es ihm durch die Nothwendigkeit geboten schien, als Redner auf, allein ohne Eklat und mit viel Ruhe, wenn auch stets mit Nachdruck. Gladstones Laufbahn hat nie aufgehört, eine glänzende zu sein. Viel haben Umstände und Verhältnisse dazu beigetragen, ihn in die Höhe zu bringen, mehr hat er jedoch gewiß seiner Bildung und unermüdbaren Energie zu verdanken. Allerdings hatte er das Glück, keine Hindernisse zu kennen, und die Anstrengungen, die viele machen müssen, um sich Bahn zu brechen, und die ihnen oft die beste Lebenskraft kosten, waren ihm erspart.

Challemel-Lacour äußerte einmal, Gladstone „besitze mindestens zwei Seelen“. Die eine davon gehört dem praktischen Geschäfts- und Staatsmanne, der den Anforderungen der Zeit ängstlich lauscht und sie willensstark ausführt; die andere dem spekulativen schwärmenden Theologen, der sich in seinen Chilmären zu weit zu sehr verirrt, und der sich durch Trugschlüsse hinreißen läßt. In seiner Jugend widersprachen sich die beiden Seelen in ihm fortwährend und er erlebte dadurch manche unangenehme Stunde. Später trug die erstere zu Gladstones und Englands Wohl den Sieg davon.

Nachdem der Kaufmannsohn aus der Stadt der Baumwolle zwei Jahre im Hause der Gemeinen, als Robert Peel ihn — auf den er frühzeitig sein Augenmerk gerichtet — als „Junior Lord“ in das Finanzministerium berief und ihn schon nach zwei Monaten zum Unterstaatssekretär für die Kolonien machte. Nach weiteren zwei Monaten wurde Peel gestürzt, und mit ihm verließ auch Gladstone den Staatsdienst (April 1835), jedoch nur, um im Herbst 1841, als Peel die Regierungszügel zum zweiten Male ergriff, wieder einzutreten, dieses Mal als Vicepräsident des Handelsministeriums, Münzmeister und Kabinettsmitglied. Die viel bewunderte und von beiden Häusern des britischen Parlaments ohne Aenderung zum Gesetz erhobene Zolltarifrevision von 1842 war fast ausschließlich eine Frucht von Gladstones Riesenleiß. Zum Lohne wurde er Handelsminister und 1845 Kolonialminister. Durch jene freihändlerische Arbeit kam er allerdings mit seinen toryistischen Parteigenossen ein wenig in Streit, aber dennoch wählte ihn 1847 die Heimstätte seines Wissens, die Oxford-Universität, zu ihrem Vertreter im Unterhause, und nicht weniger als achtzehn Jahre hindurch blieb er Träger dieses Mandats.

Mittlerweile hatte sich unser Staatsmann auch schriftstellerisch bemerkbar gemacht. Eine besondere Vorliebe hatte er — und hat er noch immer — für klassische und theologische Studien. Seine beiden ersten Werke waren: „Der Staat in seinen Beziehungen zur Kirche“ (1838), welches Buch in vier Jahren vier Auflagen erlebte, und „Kirchliche Grundsätze und ihre Resultate“ (1841). In diesen Büchern kämpften des Autors „zwei Seelen“ einen schweren Kampf, in dem die theologische, die hochkirchliche, das Uebergewicht behielt. Immerhin aber zeigt er sich darin als tiefer und selbständiger Denker. In diesen Werken herrschen noch die Oxford-Ansichten vor, und sie sind auch der Universität „als Erstlingsfrüchte ihres Lehrens und Erziehens“ gewidmet. Macaulay besprach sie in einem berühmten gewordenen Aufsatz in der „Edinburgh Review“ eingehend. Gladstone hat später mehr als einmal Gelegenheit gehabt seine Vorliebe für literarische Thätigkeit zu bereuen, wenn er in Folge seiner beiden ersten theologischen Schriften in Verlegenheit gerieth und die darin ausgesprochenen Ansichten verleugnen mußte, die in vielen Stücken erschauulich reaktionär sind. Gladstone forderte z. B., der Staat solle Nichtbekenner der Staatskirche nicht zu öffentlichen Aemtern zulassen. Nur wollte er das nicht aus Gründen der Religion, sondern wegen der politischen Opportunität. Der Staat sei berufen, die wahre Kirche zu schützen und zu stützen, und er würde seine Pflicht vergessen, wollte er die irreligösen Kirchen fördern. Damit war auch darauf hingewiesen, Irland sei offiziell zu bekehren. Gladstone wollte nicht zugeben, daß etwas für den Katholizismus gethan werde, und tadelte alles, was schon für denselben geschehen war. Er wollte nicht einmal gestatten, daß man die katholischen Priester bezahle, welche die irischen Soldaten nach Indien begleiten. Solche Anschauungen entwickelte der jugendliche Philosoph ein Decennium nach der Katholikemanzipation und elf Jahre nach Aufhebung der Testakte. Aber bald wurde der Illusionsnebel vom rauhen Luftzuge der Erfahrung zerstreut und all das Getadelte wurde von dem Tadler nicht nur gebilligt, sondern noch weit überboten. Gerade dem Umstande, daß er 1868 die anglikanische Kirche als Staatskirche in Irland abgeschafft („disestablished“) wissen wollte, hatte Gladstone seine nachmalige Premierchaft zu danken, und man erinnert sich wohl noch daran, wie oft ihm während dieser Premierchaft der unbillige Vorwurf gemacht wurde, er besitze eine geheime Vorliebe (!) für den Katholicismus. Schon frühzeitig hatte Gladstone seine ersten Bücher als anachronistisch erkannt, und Macaulay öffnete ihm darüber ebenfalls die Augen. „Ich sah, ich sei die letzte Ratte auf einem untergehenden Schiffe,“ erklärte er bald, und schon einige Jahre nachher unterstützte er die Regierung in ihrem Verlangen nach Hilfe für Irland. Es fehlte nicht an allerlei böswilligen Verleumdungen wegen seines Wechsels; dieser aber war eben nichts anderes, als kluges und löbliches Erkennen einstiger Mißgriffe. Ende 1868 sah er sich veranlaßt, auf die ihm gemachten Vorwürfe in einer bemerkenswerthen kleinen Broschüre: „Ein Kapitel

Selbstbiographie“ zu antworten. Mit einer gewissen Kofetterie citirte er darin die Injurien seiner Gegner, und man sieht, daß er sich von ihnen nicht getroffen fühlt, daß sie weder sein Gewissen, noch seinen Charakter berühren. Seine ersten theologischen Schriften wären ganz in Vergessenheit gerathen, hätte er ihrer nicht in dieser „Selbstbiographie“ gedacht, um daran die Geschichte seiner Wandlungen zu erläutern.

In der Judenfrage war Gladstone noch 1848 insofern illiberaler denn Disraeli, als er die Forderung des letzteren, die Juden mögen das passive parlamentarische Wahlrecht erhalten, bekämpfte. „Ich halte die Wahrheit des Glaubens für eines der Elemente der Fähigkeit, politische Pflichten zu erfüllen.“ Auch in anderen Dingen war er noch konservativ; aber das dauerte nicht mehr lange, und bald schlug das letzte Stündlein für seinen Toryismus. Schon seine Schrift „Bemerkungen über Handelsgesetzgebung“, welche Fingerringe gab über den bevorstehenden (1845) Umschwung in der britischen Merkantilpolitik, hatte das Mißfallen seiner Parteigenossen erregt.

Dazu kam nun 1850, daß er die Affaire der „päpstlichen Inquisition“ lächerlich machte, und als er gar anfangs 1851 von Keapel aus die zwei berühmten Briefe an Lord Aberdeen schrieb, da war es geschehen: im Februar desselben Jahres sagte er sich förmlich von der Torypartei los, und ein Jahr darauf lehnte er es ab, in das Derbykabinet einzutreten. Dagegen bekleidete er unter der „Koalitionsregierung“ (1853) die Stelle des Finanzministers. In Palmerstons erstem Ministerium wollte er wieder nicht wirken, sondern nahm eine diplomatische Spezialmission nach den jonischen Inseln an (1858). Als Finanzminister unter Palmerston Nr. 2 erwarb er sich große Verdienste um das Zustandekommen des englisch-französischen, für England höchst nutzbringenden Handelsvertrages und wirkte mit allem Eifer auf die Abschaffung des Papierzolles hin, wobei er Carlyles Worte citirte: „Wir leben im papiernen Zeitalter“. Die Muße, die er in Griechenland hatte, benutzte er 1858 zur Herausgabe dreier Bände über „Homer und das homerische Zeitalter“, — ein sehr gelehrtes, aber etwas schwerfälliges Werk, welches jedoch in einer 1870 erschienenen zweiten Auflage bedeutend abgekürzt wurde. Eine deutsche Ausgabe ist 1877 erschienen.

1865 nach Palmerstons Tode, übernahm Gladstone die Führerschaft der liberalen Partei im Unterhause. Sofort hörte Oxford auf, ihn zu seinem Vertreter zu machen, und er ließ sich seither von anderen Bezirken wählen. Nach Disraelis Rücktritt (1. Dezember 1868) ernannte ihn die Königin zum Premierminister. Was er in dieser Eigenschaft geleistet, ist noch in aller frischer Erinnerung, und wir brauchen auf seine hervorragende Thätigkeit während jener Jahre nicht näher einzugehen. Eben so bekannt ist, daß er am 11. März 1873 seine Niederlage erlitt, aber auf Wunsch der Königin im Amte blieb, bis die Neuwahlen fürs Parlament den Weg für Disraeli bahnten (27. Februar 1874). Ein Jahr später beschloß er die Führerschaft seiner Partei aufzugeben; er betheiligte sich aber noch an den politischen Vorgängen, wenn auch nur als einfaches Parlamentsmitglied. Gegenwärtig lebt er gewöhnlich auf Howarden-Castle, seinem Landhause, und theilt seine Muße zwischen landwirthschaftlichen und literarischen Arbeiten. Was die letzteren betrifft, so verdienen noch Erwähnung: „Eoos homo“ (1868), das großes Aufsehen erregte; „Juventus Mundi, Götter und Helden“ (1869). Voriges Jahr begann er, angeregt durch die Debatte über die Regelung des Gottesdienstes im Unterhause, gegen Rom zu schreiben, sowohl Artikel in Monatschriften, als auch Bücher. Seine „vaticanischen Dekrete“ haben einen Sturm von Entrüstung hervorgerufen, dem er mit „Vaticanismus“ (Februar 1875) entgegentrat. Dann nahm er die „Reden Pius des Neunten“ scharf durch. Eine Reihe weiterer Arbeiten über Homer folgten in verschiedenen Monatsrevuen. Im vorigen Jahre ließ er ein hübsches, die Ausgrabungen Schliemanns bei Hisarlik behandelndes Buch „Homeric Synchronism“ erscheinen, welches auch bereits in einer, allerdings sehr schlechten Uebersetzung (Jena, Costenoble, 1877) dem deutschen Publikum zugänglich gemacht wurde. In ganz neuester Zeit ist er außerordentlich

vielseitig geworden; kürzlich hat er sogar einen Essay über den Farbensinn geschrieben.

Zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten der grundverschiedensten Richtungen haben in den höchsten Ausdrücken ihr Lob für Gladstones Charakter, Haltung und Fähigkeiten ausgesprochen, bei allen prinzipiellen Differenzen. Als Finanzmann gehört er der Peel'schen Schule an, und er ist der glücklichste Fortsetzer Peel'scher Ideen und Grundzüge. Ueberhaupt gilt er als Finanzier ersten Ranges und nicht umsonst hat sich im vorigen Jahr das Gerücht verbreitet, der Sultan habe ihm, als der dazu am besten geeigneten Persönlichkeit, die Regenerierung der ottomanischen Geldwirtschaft übertragen wollen. Seine Budgets, in denen sich sein literarisches Wissen mit einer stupenden Geschäftsfertigkeit höchst anziehend gepaart zeigte, wurden stets mit Ungeduld erwartet und hoch belobt. Er ist ein Hauptvertreter jener kleinen Schule von Finanzministern, denen ein Budget nicht bloß eine ziffermäßige Kassenstandsberrechnung, sondern auch der verdichtete Ausdruck der Politik des Landes ist, die nicht nur das Wohl der Landwirtschaft oder des Handels, der Industrie oder des Verkehrsweins beachten, sondern vor allem auch das des Landes und der Nation, die nicht allein an die Bedürfnisse des Momentes, sondern auch — nach festen Prinzipien handelnd — an die Zukunft denken.

Unermüdblichkeit im Arbeiten, Fleiß und Wachsamkeit im Studiren der Bedürfnisse des Volkes, Weisheit im Erkennen derselben, Energie in ihrer Durchführung, Unererschütterlichkeit im Kampfe gegen Freund und Feind, hoher Muth im Widerstande gegen seine eigenen Vorurtheile, — dies sind einige der Haupteigenschaften, welche Gladstone während seiner mehr als vierzigjährigen politischen Laufbahn entfaltete.

Interessant war es, den Expremier als Redner zu beobachten. Wie jeder echte Redner, änderte auch er seinen oratorischen Stil den Umständen angemessen. Es war ihm eben so leicht, sein Auditorium zu Thränen zu rühren, als es durch Spott und Satire heiter zu stimmen oder es durch ernste Argumentationen zu überzeugen. Nicht mit Unrecht hat man ihm vorgeworfen, er sei zu weitläufig und wisse den Werth der Glätze und Knappheit nicht recht zu würdigen. In der That, selbst wenn er gelegentliche zufällige Fragen zu beantworten hat, pflegt er sich in Erläuterungen so weit einzulassen, daß seine Antwort einer langen Rede gleichkommt. Die Abgeordneten des Volkes überkam zuweilen ein gelinder Schrecken, wenn ihr berühmter Kollege sie vier bis fünf Stunden lang mit einer immer höher steigenden Flut von Worten überschwemmte. Und doch hätte er diese Ausführlichkeit nicht nöthig, denn man kennt einige Beispiele — Fälle, in denen er genöthigt war, gänzlich unvorbereitet zu sprechen — davon, daß der „unerlöschliche Wortverschwender“, wie ihn Kent nannte, mit wenigen kurzen Sätzen ebenso viel ausrichtete und ebenso

viel Erfolg erzielen konnte, wie mit dem längsten Speech. Wer Gladstone als Redner in seinem Elemente sehen wollte, mußte einer Budgetdebatte im Hause der Gemeinen beiwohnen und sich seinen Mann genau betrachten: die äußere Erscheinung, die Züge, die Stimme, die Bewegungen, die Haltung des Kopfes, das Flammen der Augen, die Betonungsweise. Zwar ist der 68jährige Mann nicht mehr „der hübsche Gladstone“, der er einst war, aber dafür ist der Gesichtsausdruck edler geworden. Die Hautfarbe ist infolge endloser anstrengender Arbeit gebleicht, das dunkle Haar dünn geworden, die dunkeln Augen liegen tief, die Statur ist die gewöhnliche Durchschnittsstatur, aber der Körper sieht sehr gebrechlich aus. Die Physiognomie ist eine Schreibtischart, von der man in jedem Moment andere Gedanken ablesen kann; die Mienen verrathen jeden inneren Vorgang, und man weiß genau, wann Gladstone sich ärgert oder freut. Man merkt, ob ihm etwas gefällt, oder ob es seine Unzufriedenheit erregt. Auch im Sprechen drückt Gladstone deutlich aus, was er fühlt; ist er über einen Redner unwillig, so wird dieser es nicht nur sehen, sondern auch hören. Geräth er in Zorn, so springt er auf und redet von der Leber weg, ohne sich die geringste Mühe zu geben, die Stärke seiner Worte zu mäßigen. Es ist sogar vorgekommen, daß er am Schlusse heftiger Reden das erlöschte Buch ergriffen und auf den „Tisch des Hauses“ geschleudert hat. Seine Stimme gleicht einer feinen Silbertrumpete und hat die Eigenschaft, am Ende einer mehrstündigen oratorischen Leistung gar nicht angegriffen, sondern ebenso glodenrein zu klingen, wie am Beginne derselben, und das ohne den Vortheil einer Erfrischung, denn Gladstone nimmt eine solche niemals. Dagegen erschöpfen ihn lange Reden oft physisch. Einmal — es mag ein Decennium her sein — sprach er volle vierzehn Tage hinter einander täglich mehrere Stunden in einer äußerst hitzigen und schier endlosen Parlamentsdebatte. Er sah dann jämmerlich aus, und trotzdem ging er am fünfzehnten Tage in die Jahresausstellung englischer Gemälde, und wandelte dort den ganzen Tag unter den Bildern herum, sie aufmerksam prüfend, als ob er vorher auf der faulen Bank gelegen und niemals mit Staatsgeschäften zu thun gehabt hätte. Dazu trieb ihn seine große Kunstliebe, die ihm das Ehrenamt eines Kurators der Nationalporträtgalerie eintrug. Seine geistige Bedeutung hat vor zwölf Jahren Frankreich durch seine Ernennung zum Mitglied des „Institut de France“ anerkannt.

Schließlich sei als Kuriosum erwähnt, daß der Monat Dezember in Gladstones Leben eine eigenthümlich günstige Rolle spielt. Der Dezember sah 1809 seine Geburt, 1832 seinen Eintritt ins Parlament, 1834 seinen Eintritt in den Staatsdienst, 1839 seine Verheirathung mit Katharina Glyweil, 1845 seine erste Staatssekretärschaft, 1852 seine erste Finanzminister-Schaft, 1868 seinen Aufschwung zum Premier. Wo wird ihn der Dezember 1878 finden?

### Wie Zeitungen gemacht werden.

Nachdruck verboten.  
Gef. v. 11. IV. 70.

Nur wenige Zeitungsleser, welche gewohnt sind, zu einer bestimmten Stunde des Tages das unscheinbare Blatt von grauem Papier in die Hand zu nehmen, vielleicht nur, um es nach lächtiger Musterung wieder bei Seite zu legen, haben eine Vorstellung von dem gewaltigen Apparate, welcher in Bewegung gesetzt werden mußte, bevor das mit Gleichgültigkeit betrachtete Blatt in ihrer Hand zu Stande kam. Auch dem Schreiber dieser Zeilen, der ein sehr eifriger Zeitungsleser ist, mangelte diese Vorstellung, bis ein günstiger Zufall ihn in die Werkstätte eines der größten und gelesesten unserer Tagesblätter führte.

Zu frühlicher Gesellschaft vereint, saßen wir an der wohlbestellten Wirthstafel im Gasthose zum „weißen Schwan“ in \*\*\*. Links neben mir hatte der lebenswürdige Chef-Redakteur der dortigen Zeitung seinen Platz, gegenüber und mir zur Rechten bewährte Mitarbeiter desselben Blattes. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß die „\*\*\* Zeitung“, an welcher die Mehrzahl unserer Gesellschaft ein lebhaftes Interesse nahm,

ihre Vergangenheit und ihre Zukunft, ihr rüstiges Streben und ihr schnelles Wachstum den Mittelpunkt unseres Tischgespräches bildete. Der blonde Professor mit dem Frithjofskopfe aus Weimar erhob das Glas und brachte in übersprudelnder Laune einen Trinkpruch auf das fernere Gedeihen des Blattes aus. Wir stießen fröhlich an, und mein Nachbar zur Rechten warf die Bemerkung hin, indem er die Gläser wieder füllte: „Wie wäre es, Ihr Herren, wenn wir uns die Werkstätte einmal in der Nähe betrachteten, in welcher man unsere Gedanken in Papier und Drucker-Schwärze kleidet?“ Der Chef-Redakteur, auf welchen wir unsere fragenden Blicke richteten, nickte Gewährung, und noch an demselben Abende — denn abends bei Herstellung des Morgenblattes entwidelt sich die Hauptthätigkeit — fanden wir uns in seinem Redaktionszimmer zusammen.

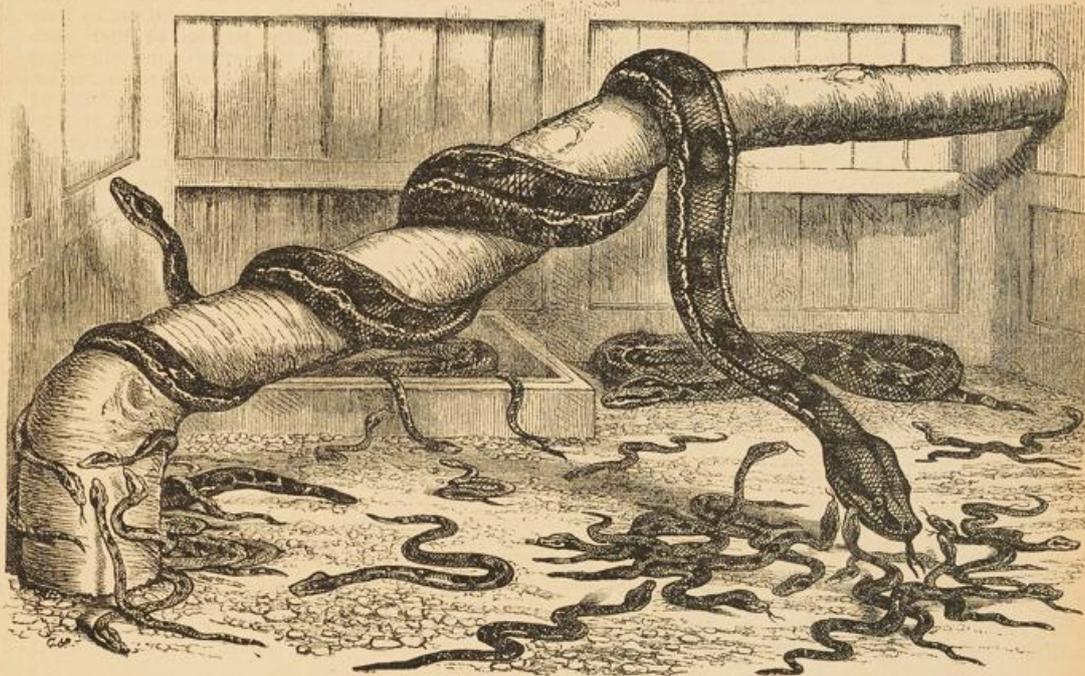
Das neu errichtete Gebäude, in welchem Redaktion und Druckerei der \*\*\* Zeitung sich vereinigen, erhebt sich im neuen Theile der Stadt in einer für seine Zwecke äußerst günstigen Lage, nur durch die Breite einer Straße vom Centralbahnhofe

getrennt. Schon von weitem ist es durch den hochragenden Dampfkorstein und durch die weithin leuchtende Firma der Eigenthümer der Zeitung erkennbar.

Nicht sofort war es uns gestattet, das Heiligthum des Redaktionszimmers zu betreten, von welchem aus die Wanderung durch die Räume der Druckerei beginnen sollte. Der Redakteur jeder großen Zeitung ist ein vielbeschäftigter und vielgeplagter Mann. Er hat nicht allein das gewaltige Material, welches ihm aus allen Himmelsrichtungen durch den Telegraphen, mit jedem Bahnzuge und mit jeder Post zufließt, zu lesen und zu sichten, täglich hunderte von Briefen zu schreiben und zu beantworten, zahlreiche Besuche zu empfangen, Wünsche — mögliche und unmögliche — entgegenzunehmen, mündliche Bescheide zu ertheilen, die verschiedenartigsten Fragen zu beantworten; er muß auch mitten in dem ihn umgebenden Gewirre häufig genug selbst die Feder zur Hand nehmen, wenn der erwartete Leitartikel ausblieb. Und während er in fliegender

nicht, von einem derselben den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Wir andern hörten dem blonden Professor aus Weimar zu, welcher in seiner lebhaften Weise Erlebnisse auf Capri erzählte, über welche so eben im Feuilleton der \*\*\*Zeitung eine anziehende Schilderung in Novellenform von seiner Feder zu erscheinen im Begriff war. — Endlich öffnete sich für uns die Thüre zum Redaktionszimmer.

So befanden wir uns denn in einem jener Centralpunkte, von welchen aus die Gedanken in Form von Druckerschwärze und grauem Papier hinaus gehen in alle Welt, hier Zustimmung findend, dort Mißbilligung erregend, je nach dem Standpunkte des Lesers, aber stets anregend, befruchtend und fördernd im Kampfe der Geister. Der denkende Mensch kann eine solche Stelle nicht betreten, ohne sich des gewaltigen Fortschrittes bewußt zu werden, der sich seit jener Zeit vollzog, in welcher der einsame Mönch in seiner stillen Klausur die Schriftzüge mühsam auf das Pergament zeichnete, bis zum heutigen Tage,



Die Niesenschlange mit ihren Jungen im New-Yorker Aquarium. Nach der amerikanischen Illustrirten Zeitung.

Eile die Zeiten auf das Papier wirft, harren im Vorzimmer zwanzig Personen, die ihn durchaus sprechen wollen, steht hinter ihm der Junge aus der Druckerei, um das Manuscript in Empfang zu nehmen, denn die Zeit drängt; in wenigen Stunden geht der Bahnzug ab, der die Morgennummer in alle Welt hinaustragen soll, und noch befindet sich der größte Theil des durchaus nothwendigen Leitartikels ungeschrieben in seinem Haupte. Da heißt es, die Gedanken zusammenbehalten und die widerspenstigen Nerven, welche in dem Treiben und Fragen rings umher den Dienst versagen möchten, mit der Kraft des Willens zu beherrschen.

Wir wurden nach unserer Ankunft von einem dienstbaren Geiste in das elegant ausgestattete Wartezimmer geführt, welches mit dem Redaktionszimmer in unmittelbarer Verbindung steht. Für die Unterhaltung des Wartenden ist durch eine große Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften gesorgt, welche den großen runden Tisch in der Mitte des Zimmers bedecken. Bequeme Sessel laden zur Ruhe ein, und der lange, bürre Engländer, der sich in unserer Gesellschaft befand, ermangete

wo die dampfgetriebene Maschine in Minuten tausende von bedruckten Bogen herstellt. Und die unscheinbaren Bogen flattern hinaus von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil, indem sie immer neue Anregung geben zu immer neuer Arbeit auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Forschung, des geistigen Fortschreitens überhaupt.

Kurz bevor wir das Redaktionszimmer betreten hatten, war ein Ballen Briefe eingegangen, mit deren Durchsicht der Leiter der Zeitung so eben beschäftigt war. Große Zeitungen wie die \*\*\*Zeitung halten in allen europäischen Hauptstädten stehende Korrespondenten, welche die Verpflichtung haben, die Tagesereignisse, nicht allein auf dem Felde der Politik, sondern auch auf allen anderen Gebieten der menschlichen Thätigkeit, zu besprechen und auf dem kürzesten Wege zu melden. Bei außer-gewöhnlichen Vorkommnissen, z. B. Fürstentongressen, Kunst- und Industrieausstellungen von hervorragender Bedeutung u. s. w. werden überdies besondere Berichterhalter entsendet. Außer ihren Berichten laufen täglich hunderte von Briefen ein, deren Inhalt die Rubriken „Aus der Provinz“, „Vermischtes“ u. s. w.

und den industriellen und kommerziellen Theil, sowie den Inseratentheil der Zeitung zu füllen bestimmt ist, und überdies ist der Telegraph, den sich die \*\*\*Zeitung durch die Erpachtung eines besonderen Drahtes in umfassender Weise dienstbar gemacht hat, in fast ununterbrochener Thätigkeit. Im Redaktionszimmer laufen alle Fäden zusammen. Dort vor hohem Pulte, umgeben von Manuskripten, Büchern und Zeitungen, thront der Mann, der darüber entscheidet, ob der Leitartikel, über welchem sich der Verfasser den Kopf zerbrochen hat, zum Druck verwendet werden, oder in den Papiertorb wandern soll, der die poetischen, für das Feuilleton bestimmten Erzählungen des deutschen Dichters entwerfen in Gnaden an- und aufnimmt, oder mit der lakonischen Bemerkung: „Für uns nicht geeignet“ zurückweist. In dieser umfassenden Thätigkeit tritt die Letztere aller bedeutendsten Zeitungen des In- und Auslandes und einer großen Anzahl lithographirter und autographirter Korrespondenzen hinzu. Auch ihr Inhalt muß geprüft und das Passende zum Abdruck ausgelesen werden. Es begreift sich umschwer, daß für die Bewältigung einer solchen Arbeit, zumal sich dieselbe in kurze Zeiträume zusammendrängt, die Kräfte eines Menschen nicht ausreichen. Deshalb stehen dem Chef-Redakteur eine Anzahl von Unterredakteuren zur Seite, denen je ein Theil der eingehenden Sachen, nach Ländern und Provinzen oder auch nach ihrem Inhalte geordnet, zur eingehenden Bearbeitung überwiesen wird.

Wir hatten die Freude, das Manuskript auf dem Wege, den es von seinem Eingange bis zur Vollendung des Druckes zu durchlaufen hat, verfolgen zu dürfen. Ist das Manuskript gelesen, und mit den nöthig erscheinenden Aenderungen und Zusätzen versehen, so wandert es mit dem Redaktionsvermerk in den Seheraal. Wenn die Zeit drängt, so zerschneidet man dasselbe in viele kleine Theile, deren jeder je einem Seher übergeben wird. Oft sind zehn und mehr Seher mit dem Sahe ein und desselben Artikels beschäftigt. In fliegender Eile reihen sich die Lettern aneinander. Jeder Seher gibt den von ihm gefertigten Theil des Sahe an einer bestimmten Stelle des Saales ab, woselbst die Zusammenlegung der einzelnen Theile erfolgt. Auf diese Weise wird es möglich, umfangreiche Artikel, welche erst während des Druckes der Nummer eingehen, für welche sie bestimmt sind, noch rechtzeitig zum Abdruck fertig zu stellen. Begreiflicher Weise sind zur Ermöglichung dessen sehr bedeutende Arbeitskräfte erforderlich. Der Seheraal der \*\*\*Zeitung bietet bequemen Raum für hundert Seher, und für jeden derselben ist ein Pult nebst Sektasten mit den nöthigen Lettern und verschickbaren Gaslampen vorhanden. Ist ein Theil des Sahe, welcher den Inhalt der im Werden begriffenen Zeitungsnummer bilden soll, in der Art geordnet und zusammengestellt, wie er später zum Abdruck kommt, so wird zunächst ein Exemplar desselben „abgezogen“, wie es mit dem Kunstausdruck heißt, um schleunigst in die Hände des „Korrektors“ zu wandern. Dieser hat das wichtige Amt, die Fehler des Sahe zu verbessern, indem er den ersten Abdruck genau mit dem Manuskript vergleicht und falsche Stellen mit ganz bestimmten und hergebrachten Zeichen verzieht, nach deren Anleitung alsdann der Seher die falschen Lettern aus dem Sahe mit einem eigens zu diesem Zwecke konstruirten Instrumente herausnimmt und die richtigen dafür einfügt. Trotz größter Sorgfalt, welche hierbei angewendet wird, sind, wie die Erfahrung lehrt, die Druckfehler nicht zu vermeiden, oft zum großen Aerger des Schriftstellers, welcher durch ein einziges falsches oder entstelltes Wort einen Gedanken verstimmt sieht, auf den er gläubte stolz sein zu können. Dergleichen Fehler werden sich aber bei Herstellung einer Zeitung niemals vermeiden lassen. Bei der fliegenden Hast, mit welcher der Druck bewirkt werden muß, ist es im Gegentheil ersichtlich, daß es möglich ist, den Text in der Reinheit herzustellen, in welcher er schließlich in die Hand des Lesers kommt.

Hat der „Sahe“ die bisher erwähnten Wandlungen durchlaufen, so wird er in sogenannte Columnen, d. h. Formen zusammengefügt, von denen jede einer Druckseite der Zeitung entspricht. Diese Formen werden durch eine Hebevorrichtung in die eine Treppe hoch gelegene Gießerei befördert. Um

der Mehrzahl meiner Leser verständlich zu bleiben, ist schon an dieser Stelle zu bemerken, daß in der Offizin der \*\*\*Zeitung der Druck durch Maschinen bewerkstelligt wird, welche die Stereotypirung des Sahe erheischen. Es sind dies die nach ihrem Erfinder, dem Amerikaner Walther, benannten „Waltherpressen“, welche man auch mit dem Ausdrücke „Timespressen“ bezeichnet, weil sie in Europa zuerst in der Offizin der „Times“ Anwendung gefunden haben. Die für den Druck bestimmten Stereotypplatten werden in cylindrischer Form in Blei gegossen. Um diesen Vorgang von höchstem Interesse zu beobachten, begaben wir uns in den Gießerraum. Eine gewaltige Hitze schlug uns entgegen, welche zwei Metallkesseln entströmte, in denen das zum Gusse erforderliche Blei stets in flüssigem Zustande erhalten wird, und welche die im Gießraume beschäftigten Arbeiter zwingt, sich ihrer Kleidungsstücke bis auf Hemd und Beinleid zu entledigen. Sind die Columnen in den Gießraum gelangt, so wird jede zunächst mit Oel bestrichen, und dann mit einer Schicht Seidenpapier bedeckt, deren einzelne Bogen durch einen feinen, dünn aufgetragenen Kleister zusammengehalten werden, und auf diese Weise eine mächtig starke und noch weiche Tafel Pappe darstellen. Damit kommt der Sahe unter eine erwärmte Presse. Durch den hierdurch bewirkten Druck prägen sich die Lettern in die Papptafel ein, welche nun den Namen „Mater“ erhält, weil sie zur eigentlichen Form für den Guß dient. Hierbei sei erwähnt, daß das Bild der Lettern ein verkehrtes ist, und daß sie deshalb in der „Mater“ so zur Erscheinung kommen, wie sie sich im vollendeten Drucke darstellen, auf dem gegossenen Bleicylinder aber die Stellung annehmen, welche sie im ursprünglichen „Sahe“ hatten. Diese ursprüngliche Stellung und diejenige Stellung, welche die Lettern in Folge des wiederholten Umdruckes auf dem Bleicylinder annehmen, kann sich jeder veranschaulichen, wenn er ein Buch vor den Spiegel hält, und die Form des Druckes betrachtet, welche dieser im Spiegelbilde darstellt. — Nachdem die Mater nebst der Form, auf welcher sie ruht, die Presse verlassen, hebt man die nunmehr fertige „Mater“ vom „Sahe“ ab, von welchem sie sich vermöge der Delichicht, mit welcher der letztere versehen war, leicht löst. Sie gleicht in diesem Stadium einer Papptafel, von welcher man die im Bas-Relief auf ihr befindliche Schrift bequem ablesen kann. Diesen Eindrücken entsprechen die Erhöhungen, in denen die Lettern am Bleicylinder nach vollendetem Gusse sichtbar werden. Um den Cylinder herzustellen, wird die „Mater“ in eine eiserne Form gebracht, welche einen Halbcylinder darstellt und in der Größe einer Druckseite der Zeitung entspricht und zwar so, daß die auszugießende Seite der „Mater“ in der Höhlung sichtbar wird. In diese Höhlung senkt sich ein genau in dieselbe passender, massiverer Cylinder herab, welcher an einer Kette frei über der Gußform schwebt, und vermöge eines einfachen Mechanismus auf- und abgezogen werden kann. Zwischen dem massiveren Cylinder und der „Mater“ bleibt so viel leerer Raum, wie die Stärke der Stereotypplatte erfordert. Einige schnell befestigte eiserne Keile und einige mit derselben Schnelligkeit angezogene Schrauben bringen die einzelnen Theile der sinnreichen Vorrichtung in die richtige Lage und erhalten sie darin während des Gusses. In dem Deckel, mit welchem die Gußform nach vollendeter Zusammenlegung verschlossen wird, befindet sich eine Oeffnung, welche zur Aufnahme des flüssigen Bleies bestimmt ist. Dasselbe wird mit einem eisernen, langgestielten und mit einer Tülle versehenen Gefäß aus dem brodelnden Kessel geschöpft, um gleich darauf durch die erwähnte Oeffnung zischend in die Tiefe der Gußform hinabzuströmen. Nach wenigen Sekunden öffnet man den Verschuß, der massiveren Cylinder schwebt aus der Form empor, und die eben gegossene, noch heiße Stereotypplatte wird aus der Form genommen, um zunächst von der ihr anklebenden „Mater“ befreit zu werden. Die Ablösung derselben erfordert große Sorgfalt, weil diejenigen Stellen, an denen Papierreste hängen bleiben, beim Drucke schwarze oder wenigstens verwischte Flecke erzeugen. Alsdann kommt die Platte auf die Hobelmaschine, welche mit einem einzigen Stoße die Unebenheiten und kleinen Vorsprünge beseitigt, welche sich beim

Gusse an den Ecken und Kanten durch überquellendes Blei gebildet hatten. Die letzte Politur aber geschieht aus freier Hand durch Hammer und Meißel. Je vier solcher halbrunder Platten werden dann auf je einen Druckzylinder der Maschine besetzt. Bewunderungswürdig ist die Schnelligkeit, mit welcher der beschriebene Vorgang sich vollzieht. Er braucht bei weitem nicht die Zeit, welche zu seiner Schilderung erforderlich war.

Der Maschinenraum ist ein weiter, hoher und luftiger Raum, welcher außer zwei der bereits erwähnten Waltherpresse eine Anzahl Schnellpressen älterer Konstruktion umschließt. Letztere verhalten sich zu ersteren, sowohl was den Umfang als was die Leistungsfähigkeit betrifft, wie der Zwerg zum Riesen. Die Waltherpresse muß als ein Triumph der Maschinenbaukunst bezeichnet werden. Ich stand stumm vor diesem Gewirr von Rädern, Rollen, Walzen und Schrauben, welche mit einer Schnelligkeit, daß das Auge kaum ihrer Bewegung zu folgen vermag, und mit unfehlbarer Präzision in einander eingreifen. Nur die Feder eines Technikers wäre im Stande, eine eingehende und verständliche Beschreibung der wunderbaren Maschine zu liefern. Ich muß mich auf die Wiedergabe dessen beschränken, was ich mit den Augen des Laien übersehen, und von der Erklärung des Maschinenmeisters verstehen konnte. Letzteres hatte auch äußere Schwierigkeiten. Die Maschine bringt in ihrer Thätigkeit ein betäubendes Geräusch hervor, so daß man den Mund dicht an das Ohr dessen bringen muß, mit dem man spricht, falls man sich verständlich machen will. Wie schon erwähnt, werden die in der Gießerei gefertigten Bleizylinder, welche den Stereotypen „Satz“ enthalten, in die Maschine eingefügt, wobei sich ihnen ein selbstthätiger Apparat fort und fort die erforderliche Druckschwärze zuführt. Zwischen die druckenden Zylinder hindurch läuft ein Streifen Papier — „Papier ohne Ende“, wie es mit dem Kunstausdruck heißt — dessen Breite dem Formate der Zeitung entspricht. Dies Papier hängt in große Rollen aufgewickelt, deren Durchmesser nach meiner Schätzung etwa einen Meter betragen mag, an einem Ende der Maschine an einer durch den Mittelpunkt gehenden Welle, von welcher sich das Papier mit ungeheurer Schnelligkeit abwickelt, und durch die Maschine schießt, um am entgegengesetzten Ende als vollständig gedruckte und gefaltete Zeitung zum Vorschein zu kommen. Die Maschine besitzt Vorrichtungen, welche den bedruckten Papierstreifen mit unfehlbarer Sicherheit in den gehörigen Zwischenräumen durchschneiden und demnach die einzelnen Bogen zusammenfallen.

Und dies alles geht mit solcher Schnelligkeit von statten, daß in der Stunde 32,000 Zeitungsbogen und noch darüber fertig gestellt werden können. Das ist eine Schnelligkeit, hinter welcher die Fortbewegung des eiligsten Courierzuges bedeutend zurückbleibt. Beiläufig sei bemerkt, daß die Herstellung der Morgennummer nebst ihren Beilagen durchschnittlich einen Papierstreifen in der Länge von sieben deutschen Meilen erfordert. Der Gang der Maschine ist nach Belieben zu beschleunigen oder zu ermäßigen, und ein Augenblick genügt, um sie in Thätigkeit zu setzen oder zum Stillstande zu bringen. Ist sie im Gange, so beschränkt sich die Mitwirkung von Menschenhänden bei ihrer Arbeit lediglich auf die Ergänzung einer abgewickelten Papierrolle und auf das Aufsammeln der ausgeworfenen fertigen Zeitungsbogen. Von diesen kommen immer zwei zu gleicher Zeit zum Vorschein, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß zwei Männer beim Zusammenraffen derselben alle Kräfte anspannen müssen, wenn sie sich nicht von der Thätigkeit der Maschine überholen lassen wollen. — Ich nahm einen Bogen zur Hand und hatte gedruckt vor Augen, was ich vor etwa einer Stunde im Redaktionszimmer im Manuscript gelesen hatte.

Während des Druckes harret draußen bereits der Kollwagen, welcher die eiligst in Ballen verpackten und ihren verschiedenen Bestimmungsorten gemäß signirten Zeitungen nach dem nahen Bahnhofe schaffen soll. Mit Dampf gedrückt, fliegen die Ballen mit Dampf hinaus in die Welt bis über den Ocean. Aus der Hand des Postboten gelangt die Zeitung schließlich in die Hand des Lesers. Wenn dieser sich gemächlich zurechtsetzt, um seine Augen über das Blatt zu schweifen zu lassen, denkt er wohl kaum an das Zusammenwirken aller der Kräfte, welche erforderlich waren, ihm dasselbe in die Hand zu geben, an alle Mühe und an alle Hast, welche die Herstellung desselben erheischte. Dagegen ist er sehr ungehalten, wenn das gewohnte Blatt zur gewohnten Stunde nicht eintrifft. Er bedenkt nicht, daß die zufällige Verkümmung eines einzigen Stützens in der Maschine den Druck verzögern konnte. Jedoch auch dieser Fall ist vorgesehen. Die Zeitung besitzt zwei jener wunderbaren Maschinen, welche tausend Menschenhände ersetzen, und es müßte ein arger Zufall sein, wenn einmal beide zugleich den Dienst versagen sollten. Eine von ihnen aber ist mehr als genügend, um die Zeitung stets zur rechten Zeit in die Hand des Lesers gelangen zu lassen. Ist dieses dennoch dann und wann nicht der Fall, so liegt die Schuld nicht an der Zeitung.

### Am Familientische.

#### Junge Niesenschlangen.

(Zu dem Bilde auf Seite 213.)

Im New-Yorker Aquarium hat sich am 20. Oktober ein seltenes Ereignis zugetragen: die große Niesenschlange (*Boa constrictor*), welche dort erst vor kurzem aus Brasilien eingetroffen war, bekam nämlich plötzlich Junge. Die Schlangen legen, wie bekannt, Eier, welche den Vogeleiern gleichen und deren Zahl 6 bis 50 beträgt, falls sie nicht lebendige Junge, d. h. so weit entwickelte Eier zur Welt bringen, daß die Jungen noch im Mutterleibe die Eihülle sprengen. Die Mütter bekümmern sich um die ausgeschlüpften Jungen wenig oder gar nicht. Letztere wachsen außerordentlich langsam, möglicherweise bis ans Ende ihres Lebens fort.

Das New-Yorker Exemplar, welches wir nach der amerikanischen „Illustrirten Zeitung“ abbilden, hat 43 lebende Junge zur Welt gebracht, die sofort in eine andere über einem Warmapparate stehende Kiste überjodet wurden.

Jede der kleinen Schlangen war circa 22 Zoll lang, von der Dicke eines kleinen Fingers, blasser gefärbt als die Alte, doch von gleicher Zeichnung, und trug am Bauche einen langgestreckten wohlgefüllten Dotterfad. Bei einigen trübete dieser Dotterfad während der ersten 24 Stunden völlig ein, bei andern wurde er größtentheils ins Innere gezogen, und die Thiere waren dann in der Körpermitte sehr aufgeschwollen, dicker als ein Mannsdarmen. Am dritten Tage waren alle äußeren Dotterreste bereits verschwunden, und die Thierchen waren recht lebhaft. Der alten Schlange wurden drei ihrer Jungen, die sich unter ihrem Leibe befanden, im Käfig gelassen. Als man aber nach einigen Tagen die ganze Gesellschaft in den neuen, wohlsteingegerichteten und behaglich erwärmten Käfig brachte, lag eines der Jungen todt und zerdrückt am Boden, und von den zwei andern war keine Spur zu entdecken. Es bleibt wohl keine andere Möglichkeit, als daß die Schlange ihre eigenen Jungen gefressen hat.

#### Ein Wingerfest in der Champagne.

Die Feiern des „Dageim“ begleiten mich vielleicht nicht ungerne zu einem Feste jener Weinbauern, deren unermüdbarem Fleiße wir den Champagner verdanken. Solche Feste finden alljährlich in den durch ihren Weinbau bekannten Orten, wie z. B. in Bergerac, Bouzy, Ay und anderen statt.

An einem schönen Morgen im Dezember verlassen wir per Bahn das alte ehrwürdige Rheims und fahren bis zu einer kleinen Station bei Epernay. Dort erwartet uns — in blauer Wollweide und schwarze lackirten Holzschuhen, die kurze Pfeife im Munde — der Weinbauer, von dem wir eine Einladung erhielten. Nach kurzem Gruß erklimmen wir den zweirädrigen Karren, und der vor denselben gespannte starke normannische Rappe jagt im Galopp mit uns dem Dorfe zu, das sich, umgeben von den besten Weinbergen der Champagne, sanft an einen Hügel lehnt.

Trotz der frühen Stunde bietet die Hauptstraße des Dorfes bereits ein belebtes Bild. Sie ist mit den Buben von Kunstreitern, Niesendamen, Zunderbädern, Lotteriehaltern und Quadsälbern besetzt, und zwischen ihnen drängen sich die Scharen müßiger Dorfbesohner, die neugierig auf die zur Schau gestellten Verwicklungen blicken und dadurch erfreulicherweise abgehalten werden, die neuangewonnenen Gäste — unter denen der eine in Gesicht, Haar und Bart seine deutsche Rationalität nicht verläugnet — allzu scharf ins Auge zu fassen.

Als wir unser Ziel erreicht haben und das Posthorst sich knurrend hinter uns schließt, eilen die Hausfrau und ihre schwarzzängigen Töchter zu unserer Begrüßung herbei und freuen sich unserer Ankunft, denn je mehr Gäste der Weinbauer an diesem Tage bei sich sieht, umso mehr Ehre hat er vor dem ganzen Dorfe. Wir müssen nun die Rantischen und das schöne Geflügel — eine Spezialität des französischen Weinbauern — bewundern und nehmen dann bei einem Glase moussirenden Weins am Kamin Platz.

Nachdem wir uns von der Fahrt erholt haben, begleiten wir — so verlangt es die Sitte — unseren Wirth zu verschiedenen, ihm befreundeten Weinbauern. Bei jedem von diesen wird uns rother oder weißer Wein vorgelegt, so daß wir froh sind, als diese Besuche endlich ein Ende haben und wir in das Haus unseres Wirthes zurückkehren. Hier haben sich unterdessen die Verwandten des Hauses eingefunden, so daß die Tafel zwanzig Gedecke aufweist. Vor jedem Platz stehen vier Weingläser und erinnern daran, daß wir uns in einem Weinlande befinden.

Nachdem ein Glas Madeira kredenzt worden, nehmen wir in zwangloser Weise Platz. Ich saß zwischen dem Vater unseres Wirthes und des letzteren schmaler Tochter und wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte: die Fertigkeit des Großvaters im Berlegen des Gesängels oder die Geschäftigkeit der Enkelin in der Unterhaltung.

Das Menü bestand aus folgenden Speisen:  
Suppe mit Rindfleisch und gekochtem jungen Huhn. (Rother Landwein aus der Champagne.)

Lapin (Kaninchen) Ragout. (Aelterer rother Landwein ebendaher.)  
Fische aus der Marine. (Burgunder.)

Trutzhahn und Gans. (Moussirender Champagner.)

Trauben- und Apfelsüßen.

Da wir von ein bis sieben Uhr zu Tisch saßen und das Gespräch sich wesentlich um Wein- und Familienangelegenheiten bewegte, so war ich herzlich froh, als das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde und die Aufforderung an uns erging, uns den Ball anzusehen und uns eventuell durch ein Tänzen an ihm zu betheiligen.

Das Balllokal war ein von vier dreiarmligen Kesseln beleuchtetes Gewölbe, auf dessen glatt gestampften Boden man, wie meine Begleiterin versicherte, sehr gut tanzen konnte. Die Musik rührte von einem im Hintergrunde auf einem Gerüst thronenden Musikantentrio her und sie schien allen Anforderungen zu entsprechen, wenigstens tanzte Alt und Jung, Vornehm und Bering, mit gleichem Vergnügen und in großer Ordnung die Quadrille. Obgleich die Herren größtentheils Söhne der Weinbauern waren, so waren doch alle im schwarzen Anzuge und mit Handschuhen erschienen.

Nach zwei Tage verbringt der Weinbauer in solcher Weise, dann nimmt er die Arbeit und die gewöhnliche, überaus sparsame Lebensweise wieder auf.

**Bücherschau. LVIII.**

Homo sum. Roman von G. Ebers. Stuttgart. Hallberger, 1878.

Es ist eine ernste, wunderbar ergreifende Geschichte, die Ebers uns in seinem neuesten Romane vorführt. „Ich bin ein Mensch“ — in diesem Falle heißt das so viel wie: „Ich bin ein Sünder“. Fürwahr der tiefste Vorwurf, an den ein Mensch, ein Dichter sich wagen kann. Ich bin ein Sünder und ich trage die Sünde schlechtthin, die Selbstsucht in mir, wie ich die Seele im Leibe trage, und ich kann so wenig von ihr lassen, wie ich, so lange ich auf Erden lebe, von meinem Leibe lassen kann. Es berührt wunderbar genug, diese Frage in einem modernen Romane behandelt zu sehen, und noch wunderbarer, sie so ernst, so tief aus einem erichtrerten Gemüth heraus behandelt zu sehen. Gerade in unseren Tagen haben sich auch die Edeln größtentheils den höchsten Fragen der Menschheit abgewandt, wenden sie ihr ganzes Denken und Fühlen irdischen Verhältnissen: dem Staate, der Gemeinde, der Wissenschaft des Materiellen zu. Ferner: Gerade über die Selbstsucht geben wir uns heute nur zu leicht einer Täuschung hin. Die mächtige Sünde, welche die Selbstsucht zwingt, ihre Wüthe in lang herabwallende Kleider zu hüllen; die humanen Bestrebungen und Bestätigungen fern, an denen jeder von uns Theil nimmt; die brutale Modesphilosophie endlich, die mit ihrem Kampfe ums Dasein die Selbstsucht als ganz berechtigt erscheinen läßt — sie alle bewirkt, daß auch tiefere Naturen vergessen, daß sie Menschen, daß sie Sünder sind. Was für ein veraltetes Wort ich da brauche! Wer spricht heute noch von Sünde! Und nun gar von Erbünde! Die lebt ja nur noch in den Köpfen der Muder, der Dummelnänner, der Pietisten!

Und da kommt nun ein Mann, den niemand zu diesen zählen wird, ein Mann, dessen Namen bei Linken und Rechten einen gleich guten Klang hat, und aus seinem Herzen heraus erklingt der uralte Schmerzensruf der Menschheit so hell und laut, wie er sich nur je aus einer bedrängten Menschenseele emporrang: Betet für mich Armen, ich bin ein Mensch!

Ich habe bei der „Larda“ bedauert, daß Ebers sie nicht in der Gegenwart spielen ließ, diesmal aber ist die Wahl von Zeit und Ort ein überaus glücklicher Griff. In der That: nie ist der Versuch, sich selber zu entziehen und noch als Mensch den Menschen, das heißt, als Sünder die Sünde abzutreiben, so emersig gemacht worden, wie von jenen Anachoreten am Fuße des Sinai. Hätte Ebers auch nur ein späteres Decennium gewählt, so hätte der Gedante nicht mehr so rein zum Austrag gebracht werden können, denn schon mit der ersten Bildung Klosterähnlicher Gemeinschaften wird die Weltflucht eingeschränkt, tritt der Mitmenschen neben den Eingebungen der eigenen Seele in sein Recht.

Ebers löst das Problem als Protestant. Nicht in der äußeren Weltflucht liegt das Heil — denn wir nehmen ja unseren schlimmsten Feind, uns selbst, mit in die Grube, sondern in jener inneren, die mitten im Schaffen und Drängen der Welt sich im Gebet zu Gott wendet und mit ihm allein ist. Die Sünde ist da und unsere eigene Ohnmacht, aber auch der gütige Gott, der dem Verzweifelden die Vaterhand reicht. Auch der im Gebet Starke stolpert auf seinem Wege immer und immer wieder, aber er hat die Kraft ihn zu verfolgen und sein Ziel nicht aus dem Auge zu lassen.

Die Komposition ist diesmal nicht ganz tadellos. Zunächst ist es ein Fehler, daß Vermas, dem doch nur eine Statistenrolle zugetheilt ist, sich anfangs so ungebührlich in den Vordergrund drängt, daß wohl jeder Leser ihn für den Träger der Idee halten muß. Sodann ist auch Paulus nicht sorgfältig genug ausgearbeitet. Einmal muß ich, wie ich glaube, der Leser anfangs für einen alten Mann halten. Es wird zwar ausdrücklich gesagt, daß er erst ergrane, ja sogar, daß er ein Bierziger sei, man empfindet ihn aber, namentlich in Folge der Scene, in der er den Diskus wirft und in Folge seiner Unterredungen mit Stephanus als Greis. Ferner: Der Eindruck, den sein Neuhäres auf seine Umgebung hervorruft, ist mit verschiedener Tinte bestrichen. Man stellt sich Paulus-Menander, wenn man einmal über die Greisvorstellung hinweg ist, notwendig als einen männlich schönen, athletisch gebauten, ja hünenhaften Mann vor. Wie kann aber dann der Centurio ihm gegenüber nur Verachtung und Ekel empfinden? Wie kann ferner Poltarp ihn einen „widerwärtigen Affen“ nennen? Endlich: die Scene, in welcher Paulus sich schuldig bekennt, ist durchaus ungenügend motivirt. Wohl bemerkt: nicht, daß er sich schuldig bekennt, erscheint unverkännlich, wohl aber, daß man ihn schuldig glaubt. Wie? Paulus ist nie mit Sirona zusammen gesehen worden, denn er hat sie nie gesehen, und doch soll der Bischof, der ihn wie einen Heiligen verehrt, sollen Petrus und Dorothea, welche die abwesende Sirona doch unmöglich für eine Dirne halten können, nur auf das Schaffell und sein Bekennniß hin ihn und sie für schuldig halten? Sollen wir dies glauben, sollen wir sie alle mit jenem Irren entschuldigen können, denn alles menschliche Wissen unterworfen ist, so hätte der Schein doch ganz anders gegen die beiden sprechen müssen, als es der Fall ist.

Dieses meine Ausstellungen. Daß ein Roman von Ebers eine treffliche Charakteristik, lebenswerthe Menschen und prächtige Naturbeschreibungen enthält, brauche ich nicht erst zu sagen. Daß er auch reich ist an schönen Aussprüchen eines weiten, weltkundigen Sinnes und eines edelen Herzens wird jeder annehmen, der überhaupt etwas von dem Dichter Ebers weiß. Nur noch das eine sei bemerkt: es ist eine Dichtung, die mehrere Male gelesen sein will, und die mit jedem neuen Lesen dem Leser immer lieber wird. Als ich sie zum ersten Male las, entsprach sie nicht ganz meinen — ja allerdings hochgespannten Erwartungen; als ich sie zum zweiten Male las, fesselte sie mich in hohem Grade; als ich sie zum dritten Male las, fand ich sie wunderbar tief und schön. Th. G. P.

**Briefkasten.**

H. H. in R. Der Verfasser des schönen Weinachtstückes: „Stille Nacht, heilige Nacht“ ist — nach einer Mittheilung der wäbagoeligen Zeitschrift: „Cornelia“ — der österreichische Barren Josef Mohr. Komposit ist es von einem armen Schul-lehrer Franz Gruber, der am 7. Juni 1863 als Organist zu Sankt Nikola. Im Jahre 1818 entstand das vielbetretene Kind im Hülen Schulhause zu Kremdorf bei Ebendorf (Steierreich). — Paul A. in Th. in R. Ihre Anfrage betreffend: „Die weiße Wehe“ in Nr. 34 des XII. Jahrganges können wir aus unerschöpflicher Quelle dahin beantworten, daß eine weiße Wehe — auch in gala — an Berlin erst seit langen Jahren durchaus nicht mehr gebräuchlich ist. — A. G. in Straßburg i. G. In der Bücherschau Nr. 11 S. 178 wurde es ganz richtig bemerkt, das Goethes Leben aus Heigens Oefsin hervorgegangen, denn nur diese wurden gedruckt; die Dissertation dagegen, obgleich in gutem Latein abgefaßt, das Goethe gelänig schrieb und sprach, blieb ungebrucht. — Dr. K. in G. Der wohlthätige Ziel des in altem Deutsch abgefaßten und mit hülfloser Sorgfalt ausgestatteten Schriftstellers über den diesjährigen Aufenthalt uneres Kaisers in Frankfurt a. M. lautet: Warhaftiger und vollkommener Bericht, wie Jhro Kaiserliche Majestät Herr Wilhelm I. erwehler König der Teutichen die Stat Frankfurt an dem Main heimlich und heimlich beghrhet ward, gehalten von Donnerstag, Freitag und Samstag den 18. 19. u. 20. des Monats Octobris des Jars nach Christi unerser lieben Herrn Geburt Tausent acht hundert sieben und vierzig, egentlich, grüntlich und unterrichtlich nach vorhan selb eigenemnem Augensehen beghrden und verfaßt von einem Doktora der Philosophie. Zum Text beider durch Johannes Alt, Buchhändler vñ der Jell, Trautts Wahlan u. Buchhändler in der Gängengasse in Frankfurt. — Der Titel bietet zugleich eine Probe des für uns ganz erproblich klingenden aber doch leicht lesbaren Stils. Der Preis des netten Büchleins ist 1/2 Mark.

Der in dem Aufsatz über das Telephon in Nr. 10 genannte Philipp Reich war nicht Professor in Frankfurt a. M., sondern Lehrer an der Wamlerchen Anstalt-erziehungsanstalt in der französischen Kolonie Friedrichsdorf bei Bad Nauheim. Er ist vor etwa 7 Jahren gestorben.

Inhalt: Zum dritten Mal. Ein Erlebnis aus dem Seelen von Bernhard Wagener. — Ein gekrönter Dichter. Zu dem Wilde von Professor Weder. — Schwester auf dem Lande. Eine Erinnerung von Luise Bichter. — William Ewart Gladstone. Von L. Kaffcher. — Wie Zeitungen gemacht werden. — Am Familienische: Junge Kriesschlange. Mit Illustration. — Ein Winkerserf in der Champagne. — Bücherschau. LVIII.

Die „Persönlichen Erinnerungen aus den Jahren 1848—50“ werden in Nr. 14 zur Fortsetzung gelangen.

**Zur gefälligen Beachtung.**

Mit der nächsten Nummer beginnt das zweite Quartal des XIV. Jahrgangs. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen sofort erneuern zu wollen, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Das neue Quartal wird mit dem lang erwarteten historischen Roman von Theodor Fontane: „Vor dem Sturm“ eröffnet werden.

Verantwortlicher: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Fontanus in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich: Otto Kassing in Leipzig. Verlag der Daseim-Expedition (Fischagen & Kassing) in Leipzig. Druck von B. G. Reubner in Leipzig.

# Sylvester Nummer des Daheim



## Sylvesterplauderei.

Bringen wir unsern Sylvesterabend miteinander zu, verehrter Leser?  
Gut. Bringe jeder mit, was er hat, der Leser eine gute Laune, wir eine mittheilbare Stimmung, dann werden wir ja sehen, ob wir uns miteinander langweilen:

Das hätte keine Noth? — Nun, Ihr gutes Zutrauen in Ehren, aber erinnern wir uns vergangener Sylvesterabende. Um 8 Uhr kommt man zusammen; bis es 12 schlägt, hat man 4 Stunden, die durchaus hingebacht sein wollen. Ist uns da die Zeit nicht bisweilen lang geworden? Bis die zwölf feierlichen Glockenschläge uns elektrisiren, unsere freudige, wehmüthige oder andächtige Stimmung auf den Gipfelpunkt bringen, hat da nicht schon manches überflüssige Unterhaltungsmittel erhalten müssen?

Ich vergahe die anmirende Wirkung des Punsch's? — Offen gestanden, verehrter Leser, ich bin kein Freund der Punschbowle am Sylvesterabend. Gemalt macht sie sich besser als in Wirklichkeit. Der Punsch ist ein täuschlicher Geselle; man thut nicht gut, lange bei ihm zu sitzen. Ein Glas Rheinwein ist mir lieber. Wer mag mit Punsch anstoßen? wie schon dagegen klingen die Gläser gefüllt mit gutem Wein in den Glockenton hinein, und wie leicht kommt dabei über die Lippen ein gutes, ernstes, gelobendes, versöhnendes Wort!

Die Familie auf unserm Pilde sitzt freilich auch um die Punschbowle. Sie haben dieselbe offenbar erst kurz vor Zwölf auf den Tisch gestellt, denn sie dampft noch und schon . . . doch was mögen die Leute vorher angestanden haben? Dem Jungen ist das ungewohnte Ausbleiben zu lang geworden, vielleicht hat auch das halbe Glas Punsch das Köpchen schwer gemacht; die Mutter — ich wette — hat tapfer ein paar mal das Gähnen hintergehüllt; da horch — die Tochter hat auf der Lauer gestanden, sie reißt die Fenster auf; horch, es schlägt Zwölf! Da greift der Vater zur bereitgelegten Bibel, damit der erste Grundton nicht fehle; jetzt werden sie ein andächtiges Wort hören, dann werden sie die Hände falten und dann stoßen sie wieder an, küssen sich und geloben einander, in neuer Liebe und alter Treue das neue Jahr zu beginnen.

Ob sich auch die beiden jungen Leute küssen werden? — Ich weiß ja nicht, ob sie Bruder und Schwester sind. Bis es nun auch für uns Zwölf schlägt. . . .

Sollte ich statt langer Vorreden zeigen, was ich für unsern Sylvesterabend mitgebracht habe? — Ich wollte ja soeben dazu überleiten, lieber Leser, wenn Sie mich nicht unterbrochen hätten. Gar nichts bestimmtes habe ich mitgebracht, einige Kleinigkeiten, aus jedem Schubfach des Daheim etwas, schließlich noch etwas „hinten weit aus der . . .“ doch halt, fast hätte ich mir den Mund verbrannt.

Wieso? — Ich will's Ihnen erzählen; Sie können daraus sehn, womit ein Redakteur zuweilen zu kämpfen hat. Wir hatten neulich das Goethische Wort aus dem Faust über einen unsterblichen Umschlag gesagt: „Nichts bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen, als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgelächel, wenn hinten und in der Ferne die Völker auf einander schlagen.“ Darauf schreibt uns nun ein schon seinem Stande nach sehr würdiger und gebildeter Leser aus der Schweiz, es habe ihn tief verletzt, wie man so gleichgültig und trübsal über das jedes Menschen- und Christenhebers betrübende Menschenmorden in der Türkei sich ausbrüden könne.

Unglaublich! — Rein, wahr, Verehrtester, der Mann hat wahrlich sich nie den Faust gelesen. Doch das war nebenbei. Wie kam ich nur darauf? Ja so, aus jedem Schubfachen etwas. Da kommt man ja in der Regel vom Hundertsten ins Tausendste.

Zum Beispiel hier:



Wo steht der alte Fritz?

Um alles in der Welt, ich soll Sie verzeihen mit solchem Zeug, das man jetzt in allen Kneipen in die Hand gesteckt bekommt? — Gut, Sie kennen den Scherz also, obgleich ich mir den Einwand erlauben könnte, daß mein Verbirbild denn doch etwas anderes ist. Aber werden Sie mir den Spaß nicht und geben Sie es weiter, Ihrer Nachbarin.

Sie kennen es nicht? Natürlich, Sie kommen ja nicht in die Kneipen. Wenn Ihr Herr Bruder so aufmerksam wäre, seinen Damen gelegentlich zu erzählen, was er draußen sieht, so würden Sie wissen, daß Deutschland augenblicklich von einer Unmasse von Verbirbildern überschwemmt wird, auf denen verfiert sich ein Thier oder eine Figur befindet, die man suchen soll. Die Schwierigkeit des Findens besteht in der Regel darin, daß das Auge an der schwarzen Zeichnung haften bleibt und die weiß ausgesparte Figur übersehen. Zum Beweis, wie solche Spielereien immer wiederkehren, habe ich ein solches Verbirbild vom Ende des vorigen Jahrhunderts aus meiner Sammlung mitgebracht und frage nun: wo ist der alte Fritz? wo sind die Wildspiele?

Sie sehen es nicht? — Nun, Ihr Herr Nachbar brennt darauf, Ihnen die Augen zu öffnen. Schade nur, daß, sobald man das erste Verbirbild entziffert hat, der Witz aller anderen dahin ist.

Ganz allerliebste, sagen Sie? — Einverstanden, ich sage noch mehr: alle heutigen Verbirbilder, die mir zu Gesicht gekommen sind, sind plump und bedeutungslos gegen dieses. Ich glaube daß es aus den letzten Lebensjahren des Großen Friedrich stammt.

Ob ich noch mehr dergleichen habe? Hier etwas Aehnliches. Wo stehen die Silhouetten des Königspaares, dessen Krone, Scepter und Schwert in den Umwicklungen der Hydra zerbrechen? Wo stehen Ludwig XVI. und Marie Antoinette? Es ist auch ein Stück aus jener Zeit. Während Sie darnach suchen, Verehrteste, dürfen wir die übrigen Herrschaften nicht warten lassen.



Was uns das neue Jahr bringen wird? Ja, das wissen vielleicht die Geister des Amerikaners Elade, des „berühmten Mediums“, welcher 20 Mark für die Sitzung nimmt und auf seinen industriellen Rundreisen die Geister Abgeschiedener citirt.

Sie sind verwundert über sein Auftreten? Uns muthet die Uebertragung dieses amerikanischen Schwindels auch wenig an, der durch das Räder und schon einmal nahe gerückt war.

Wie die Sache jenseits des Oceans so viel Anklang findet konnte? In America hat der „Spiritismus“ sich fortgebildet und fordert als diametraler Gegensatz des Materialismus immerhin Beachtung. Kurz wird er folgendermaßen charakterisirt: Ein innerer Strom geht emig durch die Materie hindurch, aber er ist nicht bloß das, was wir gewöhnlich geistiges Leben nennen, nein, auch hinter den sichtbaren Dingen sind Wesenheiten verborgen, die ihr eigenes Leben führen, das uns zeitweilig an die greifbarsten Dinge gelehrt erscheint, und in dieses Leben vermögen nur rein geistige Forscher mit einem Seherblick einzudringen. Als der bedeutendste amerikanische Spiritist und Begründer einer „harmonischen Philosophie“ gilt Andrew Jackson Davis aus Hooping Grove in New-York, ein armer Schusterjunge, der schon in früher Jugend „Stimmen hörte“, die sich aber mit sehr irdischen Dingen beschäftigten. Eine rief ihm zu: „Ein klein wenig Sauerteig durchsäuert die ganze Masse,“ was ihn auf den Gedanken brachte, einen Haushandel mit Hefen anzufangen. Ein andres Mal rief es von einem großen Baume herunter: „Ich viel Brot mit Zudersyrup“ und Andrew that so und verzehrte soviel von der süßen Nahrung, daß der Vater zornig schalt: „Seht nur den Butschen, wie er den Zudersyrup schlürft: er wird uns noch Haus und Hof verzehren.“ Das waren die Anfänge des großen Mediums, des „Sehers von Boughkeeper“. Der tiefe, geradezu mittelalterliche Bildungsstand der amerikanischen Massen begünstigte die Ausbreitung des schwärmerischen Spiritismus außerordentlich. Betrüger nisteten sich ein. Viel that für die Ausbreitung die allgemeine Prosa und Rührtheit des amerikanischen Lebens. Je hausbackener die Existenz einer Nation ist, um so wider werden die Phantasien ausfallen, durch welche ihre ungebildeten Klassen das feiner menschlichen Brust fremde Bedürfnis nach Poesie zu befriedigen trachten. Im Kulturleben der Amerikaner spielt der Spiritismus einmal eine Rolle, und es muß dort mit ihm gerechnet werden; so gering wir auch von ihm denken. Uns möge er nur ferne bleiben!

Ob andre Völker etwas ähnliches hätten? Gewiß! Die Schotten besitzen ihr „weites Gesicht,“ bei uns gibt es „vorspuhende“ Thiere und Menschen. Die letzteren sind im Obdenburgischen häufig; sie haben „die traurige Wissenschaft,“ sind unglückliche Leute und müssen, sobald ein Vorspuß geschieht, bei Tage oder Nacht hinaus aus dem Bette, dem Familientische, aus der fröhlichen Gesellschaft um das Unglück zu sehen, das sich ereignet. Denn ein Unglück ist es gewöhnlich, manchmal nimmt aber der Spuk auch eine heitere Wendung. Zu Obdenbrook nämlich sahen einige „vorspuhende“ Männer eine Leiche beerdigen und den Pastor im grauen Weinleibe der Leiche vorangehen. Dies fiel auf, um so mehr, als es nicht der Ortsparter war. Kurz darauf starb dieser. Sein Nachfolger war ein leidenschaftlicher Jäger. In ihm erkannten die Männer den im Vorspuß gesehenen und sagten ihm dies. Der neue Parter nahm sich fest vor, den

Spur zu Schanden zu machen. Nach einigen Jahren jag er eines Tages auf die Jagd und verfuhr ganz, daß er an diesem Tage eine Keiße zu beerdigen hatte. Die Keiße kommt auf den Kirchhof, und der Pastor ist nicht da. Boten werden ausgesandt, ihn zu suchen, und als sie ihn finden, eilt er schnell nach Hause, zieht den schwarzen Priesterrock an und geht so der Keiße voraus. Nach der Beerdigung tritt Einer aus dem Leichenfolge zu ihm, klopf ihm auf die Schulter und spricht: „Was sagen Sie nun, Herr Pastor, ist Ihr Beinkleid nicht grau?“

Wer diese Geschichte erzählt habe? Herr Straderjan, und wir fuhren sie nur an, weil wir nachweisen wollen, daß Mr. Slabe bei den Eisenburger Bauern Collegen hat. Letztere nehmen aber keine 20 Mark für ihre Prophezeiungen, und wer die neueste Auflage vom alten Schäfer Thomas kauft, kann alles für ein paar Groschen haben. „1878 wird ein großes Morden sein und eine Pestilenz darauf folgen und der Papst wird sterben“ so meldet er uns. Ob er recht hat? Nun möglich ist das ja immer, die Statistiker aber, die mit dem Lebensalter der Päpste sich abgeben haben, sind nicht der Ansicht und wollen, nach Analogien zu schließen, Pius IX. noch ein längeres Leben vermögen.

Wie man das berechnen kann? Ganz einfach. Pius IX. ist der 232. Papst auf dem Stuhl Petri. Von dieser großen Anzahl waren 15 Franzosen, 13 Griechen, 8 Syrer, 6 Deutsche, 5 Spanier, 2 Afrikaner, 2 Sardinier, 2 Dalmatiner. England, Portugal, Holland, die Schweiz und Candia waren durch je einen Papst vertreten, während der große Rest aus Italienern bestand, denn seit 1523 wurden alle Päpste aus der italienischen Nationalität erwählt. Nicht weniger als 70 römische Bischöfe, die fast alle aus der Zeit vor der Einführung der weltlichen Macht der Päpste datiren, wurden zu Heiligen erklärt. Von allen 232 Päpsten, abgesehen von St. Petrus, starben acht im ersten Monate nach ihrer Erwählung zum Papst; 40 im ersten Jahre; 22 saßen zwischen ein und zwei Jahren auf dem Stuhl Petri; 54 von zwei bis fünf Jahren; 57 von 5 bis 10 Jahren; 51 von 10 bis 15; 18 von 15 bis 20 Jahren und nur 9 mehr als 20 Jahre. In der Paßl der Jahre seines Pontifikats übertraf bereits 1874 Pius IX. alle seine Vorgänger, ausgenommen den spanischen Gegenpapst Benedict XIII. von Luna, welcher 1394 in Avignon erwählt, erst 424 zu Vercicola bei Valencia starb. Trotzdem der gegenwärtige Papst (geboren 13. Mai 1792) ein sehr hohes Alter schon erreicht hat, ist doch eine Anzahl seiner Vorgänger noch älter geworden. 11 Päpste wurden zwischen 82 und 86 Jahre alt. Zwischen 90 und 92 Jahren starben: Johann XII. († 1334), Clemens XII. († 1740); im Alter von 100 Jahren Gregor IX. († 1241). Im Alter von 86 bis 90 Jahren ist noch kein Papst gestorben. Wird Pius IX. dem Schäfer Thomas zu Gefallen eine Ausnahme machen?

Ob der alte Schäfer Thomas auch vorhergesagt hat, daß es einmal einen ständigen chinesischen Gesandten in Berlin geben würde? So viel ich weiß, nicht, er hätte es aber vorherjagen sollen, denn die Chinesen sind ein überaus betriebames Volk. Wie die Redensart: „es ist ein dummer Chinese“ aufgenommen konnte, bleibt mir ein Räthsel. In Handel und Wandel, in Geschäft und Berkehr, in mancherlei gewerblichen und industriellen Beziehungen, überhaupt in allen, wo das Wein und Wein in Frage kommt, gibt es keine schlauere, geriebeneren Vorfahren, als die jopsebeheiligten Heilnägigen Söhne des Blumenreichs der Mitte und in keinem Lande der Welt muß jedweder, der zu einem öffentlichen Amte gelangen will, sein Wissen durch so viele und strenge Prüfungen constatiren lassen wie in China. Wir wollen dies an dem Beispiele des Herrn Liu-Ta-sin erläutern, der in seiner Weise gewiß so viel Gramina durchgemacht, als irgend ein preussischer Gesandtschaftsattaché. Die in Peking in englischer Sprache erscheinende Zeitung „Peking Herald“ läßt sich über ihn folgendermaßen vernehmen: Liu-Ta-sin stammt aus der Provinz Kanton, einer Provinz in der 1½ Millionen Schüler Unterricht genießen. Von diesen wird aus 200 nicht einer für die dreijäh-

rigen Prüfungen geeignet gefunden und von diesen ausgewählten Candidaten erhält von hundert wieder nur ein einziger den niedrigsten literarischen Grad. Einer von diesen glücklichen war Herr Liu-Ta-sin. Es gibt in China vier Grade wissenschaftlichen Ranges; der erwähnte niedrigste ist der Liu-sin oder das „blühende Talent“; ihm folgt der Keu-tschin oder „erhabener Mann“, dann der Tsin-ke oder „große Gelehrte“ und bis zu diesem Rang ist u. s. f. neuer Gesandter vorgezählt. Als er vor mehreren Jahren nach London zur dortigen chinesischen Gesandtschaft versetzt wurde, brachten die Zeitungen einige biographische Notizen über ihn. Er ist, wie man nach unseren Begriffen sagen würde, der Sohn eines wohlhabenden Bürgers, der dadurch, daß er seine Gramina glänzend bestand seine Vorfahren adelte — seine eventuellen Söhne werden aber wieder bürgerlich sein. In China ist nämlich der Rang rückwärts erblich. Die Vorfahren und nicht die Nachkommen des Mannes, der geadelt wird, erhalten seine Titel und Würden. Mit Recht sagt der Chinese, daß man wohl sich mit der Vergangenheit bekannt machen könne, über die Zukunft aber stets in Ungewißheit bleiben werde. Der gute und weise Mann, so behauptet er, ist an sich selbst ein lebendiger Beweis, daß er von guten und weichen Eltern erzeugt werde; wer ist jedoch im Stande vorzusagen, was seine Kinder und Kindeskinde, zumal in späteren Generationen sein werden?

Man soll bisher nichts vom chinesischen Gesandten gehört haben als daß er einen sehr schönen Pelz hat? Richtig, und dieser Pelz ist aller Wahrscheinlichkeit nach nach dem aus Leipzig nach China gebracht, denn China deckt sein Bedürfnis an Pelzen größtentheils aus diesem Weltmarkt. Mit Stolz erzählt der echte Leipziger, daß der Name seiner Vaterstadt bei Völkern bekannt ist, die weder von Sachsen noch von Deutschland etwas wissen und diesen Vertrauen hat der Stadt der Pelzhandel vermittelt. In ihren Wäldern kann man höchstens vor einem aufgeschauten Reh erschrecken, in ihren Straßen geben sich die gefährlichsten Thiere der Welt ein Stelldichein Tiger und Leoparden, weiße, graue und braune Bären, Löwen und Jaguar, Füchse und Wildkaten müssen ihr Fell lassen, damit es auf der Leipziger Messe verkauft werden könne. Nachdem es dort gefärbt und zugerichtet, auf jene Culturstufe erhoben ist, welche es erst der Berührung mit sarten Händen und weichen Schultern würdig macht, wandert es hinaus in die Welt. Wie viel Pelzwerk aus Deutschland, Rußland, Sibirien, Nordamerika u. s. w. wohl alljährlich an diesem einen Orte zur Messe komme? Sie werden staunen, wenn ich Ihnen berichte: 4 Millionen Hasenfelle, 400,000 Bockshäuten, 70,000 Biber, 450,000 Marber, 160,000 Hermelin, 40,000 Fobel, 2 Millionen Bism, 30,000 Seehundscelle und 6000 Bärenhäute in einem Gesamtwerte von 20 Millionen Mark.

Ob wohl in diesem Jahre auch für so große Summen Pelze gekauft werden? Voraussichtlich nicht, denn die Pelze sind zur Zeit unerhöht billig. Es ist nur schade, daß heuer auch das Geld so rar ist, daß sich wol nur wenige entschließen werden, sich im voraus einen Pelz zu kaufen.

In diesem Winter hat man jedenfalls zunächst kein Bedürfnis nach einem Pelz? Gott sei Dank dafür, denn da kann man hoffen, daß der Kampf auf der Balkanhalbinsel noch im Laufe des Winters zum Austrag gebracht werden und wieder Friede sein wird auf Erden.

Ob es da nicht zwölf schlägt? Und was wir Ihnen wünschen? Ja, das neue Jahr ist da und wir rufen Ihnen ein herzlich: „Glück auf zum neuen Jahre!“ zu. Möge es nach allen Seiten hin ein friedliches sein! Möge es uns Frieden bringen in der Welt und Frieden im Lande, Frieden im Staat und Frieden in der Gemeinde, Frieden in Kirche und Frieden im Hause. Möge es ein rechtes Friedensjahr sein —  
das Jahr 1878.

## Zur Chronik des russisch-türkischen Krieges. XV.

### Der Fall von Plewna.

(In Druck gegeben am 19. Dezember.)

Plewna gefallen! Diese Nachricht, die der Telegraph am 11. Dezember vom Kriegsschauplatz aus in die Welt trug, ist die wichtigste, welche seit Beginn des Krieges von dort her gekommen. Sie spielt im gegenwärtigen Kriege, wie wir dies schon angedeutet<sup>1)</sup>, beinahe dieselbe Rolle, wie die vom Falle von Paris im Jahre 1871.

Freilich ist Plewna weder die Hauptstadt noch sonst ein bedeutender Platz des türkischen Reichs, aber Ruschid Osman Pascha ist es gelungen, durch seine Besetzung im rechten Augenblicke und dann durch seine glückliche und energische Vertheidigung nach und nach die russische Hauptarmee gerade dort zu treffen. Diejenigen Decoremassen der Verbündeten, welche sonst schon im August und September den Schiffsplatz überschritten und längst unter den Mauern von Adrianopel den Frieden distirt haben würden, standen bisher seinen Schanzeln gegenüber. In kurzer Frist hatte er diese durch emsige, wohlgeleitete Arbeit zu einem unheimlichen Bollwerk gemacht.

Selten ist es einem General gelungen, der bei Beginn des Krieges nur eine sekundäre Aufgabe erhielt, im Laufe desselben so Entscheidendes zu leisten, wie er geleistet hat. Von der türkischen Donauarmee, so glaubte man einst, konnte allein die erfolgreiche Abwehr der Invasion ausgehen, Osman Pascha dieselbe höchstens beunruhigen. Statt dessen war er es, der sie aufhielt, und dem Feldzuge in Bulgarien, welcher schon beim Beginn für die Türkei verloren schien, eine ganz unacahnte Wendung gab. Die Rolle der vornehmsten Stütze des sinkenden Reichs, die er damit übernahm, hat er ehrenhaft zu Ende geführt. Er hätte den Sieg verdient, den die Verhältnisse ihm unmöglich machten.

Von den Seinigen verlassen, hielt er aus bis zum letzten Bissen, den die Magazine für die Armee zu liefern vermochten, und streckte dann die

Waffen erst nach einem verzweifelten letzten Kampfe. Er und sein Heer sind ruhmvoll untergegangen.

Das alttürkische Heldenthum hat vor seinem Heimgange in diesem Manne noch einen seiner besten Triumphe gefeiert, um so mehr, als Osman Ruschid Pascha kein Renegat, sondern ein Vollblut-Osmane der alten Schule ist. Er wurde zu Tolat in Asien geboren, und auf der Militärschule von Konstantinopel für seinen Beruf erzogen, den er so glänzend ausfüllen sollte. Seine Verdienste bei seinen Feinden sind in der Entfaltung großer strategischer Talente. Selbst an den drei von ihm gewonnenen blutigen Schlachten ist sein Antheil ein verhältnismäßig passiver gewesen. Bewundernswürdig aber erscheint die Charakterfestigkeit und Energie, mit welcher er sein Heer disziplinierte und die Unfähigkeit, die es gelingen ließ, Plewna, eine ganz offene Stadt, im Angesicht des überlegenen Feindes zu einem Waffenplatz ersten Ranges umzugestalten. Daß es ihm möglich geworden, ohne Eisenbahnverbindung dieselben für fünf Monate mit Munition und Proviant zu versehen, ist gleichfalls eine bedeutende militärische That. Hätte die Pforte eine Reihe solcher Generale gehabt, sie würde dem Angriff gewachsen gewesen sein; denn tüchtiges Material für eine Armee besitzt sie.

Osman Paschas Abtreten von der Bühne ändert die Scene vollständig. Noch erwehrt sich Suleyman Pascha am Lom der Armee des Carewitsch, Achmed Emub Pascha \*) im Balkan derjenigen Kadetkys. Die unter Mehmed Ali in Cile bei Sofia gesammelten Truppen verhindern mit Wähe bei Satica und Araklonak das Debouchiren russischer Gardedivisionen aus dem Balkan. Die verbündete Armee bei Plewna bedarf nicht mehr als sechs Marsche nach jedem dieser drei Punkte. In acht Wärschen kann sie über Tirnovo die kürzlich von den Türken genommene Position von Elena erreichen, welche jetzt

<sup>1)</sup> Siehe Beiblattlage 10.

<sup>\*)</sup> Achmed Emub hat an Ruschid Paschas Stelle im Balkan den Oberbefehl übernommen.

die linke Flanke des Vormarsches bedroht, wie Plewna einst die rechte. Nach Fortschaffung der Gefangenen und einigen Tagen der Ruhe konnten die Operationen der nunmehr frei gewordenen Truppen beginnen. Wohin sie sich auch wenden mochten, sie müssen die noch schwankende Regelmäßigkeit des Sieges durch ihr überlegenes Gewicht ganz auf die russische Seite neigen.

Das natürlichste wäre die Verstärkung der russischen Vorkommando, etwa um ein Armeekorps, damit diese Armee im Verein mit der Dobrußabatalionne Suleman Pascha auf Schumla zurückzuführen könnte, alle übrigen Truppen aber bei Tarnowa und Gabrowa mit denen des General Rabekts zu vereinigen und zum zweiten, jetzt auch zum letzten Male über den Schiplyak nach Adrianopel vorzudringen. Den Rumänen und, wenn Serbien endlich noch das Schwert zieht, auch den Serben, dürfte die Aufgabe zufallen, sich mit den Truppen von Sofia abzufinden.

In weicher Linie bleibt für die noch nachrückenden Verstärkungen und die Kommande die Arbeit an den Donaufestungen zu thun. Gegen Mididin sind zwei rumänische Divisionen schon im Marsche.

Ein ungewöhnlich milder Winter kommt den Russen für die Fortsetzung der Operationen zu Statten; das Glück ist diesmal nicht mit dem Halbmonde, Verpflegungsmangeln verbunden werden das größte Hinderniß für die Eroberer sein. Sie können möglicherweise den rechten Flügel der Plewnaarmee zu dem weiten Umwege über den Orhanie-Pass nöthigen, der den reichen und durch den Krieg noch nicht mitgenommenen Landstrich von Sofia nutzbar machen würde.

Eine Hoffnung auf glücklichen Widerstand besitzt die hohe Pforte nicht mehr; der Frieden, wenn er irgend zu erkaufen ist, wird jetzt für sie zu einem Gebot der Selbsthaltung. Von der Balkanarmee erweist, nach zahlreichen Detachierungen und monatelangem, anstrengendem Dienste im Gebirge, nur noch ein Schatten. Suleman Pascha allein kann an ernsthaften Widerstand denken; doch viel Hunde sind des Kafes Tod. Mit der Reservearmee bei Adrianopel steht es etwa so, wie mit der Entsatzarmee bei Sofia.

Das Ereigniß, an welches sich eine so radikale Wandlung der Kriegslage knüpft, verdient einen kurzen Rückblick.

Schon im Herbst des Krieges kommandirte Osman Pascha in Mididin. Mit seinem auf 20000 Mann gebachten Korps wies er alle Angriffe der Division Peshjanin auf den Höhen von Belidi Zemor am Timot zurück. Als Uffizier hatte die Division Peshjanin von ihrer Offensive infolge seiner eigenen Noth zurückgezogen, gelang es ihm, das besetzte Bajecar zu besetzen. Dort aber blieb er während des übrigen Feldzuges inaktiv stehen, da er die Division Paslu Pascha von seinen Truppen abzugeben und zur Haupt-

armee entsenden mußte. Trotz der nur geringen Vorbereitungen, die er damals pflichtete, wurde er bei Beendigung des Krieges zum Mutschir ernannt.

Während der ersten politischen Veränderungen mit Russland im letzten Herbst und Winter verstärkte die Pforte seine Truppen im Lager von Mididin bis auf etwa 50000 Mann. Mit diesen hielt er, wie bekannt, dort noch beim Ausbruch des Krieges. Es schien, als solle es seine Aufgabe sein, in demselben Augenblicke bei Kalafat die Donau zu überschreiten, in welchem die Russen sich anschlössen, dies weiter stromabwärts gleichfalls zu thun.

Aber der Donauübergang von Braila und Simmiza geschah, und Osman Pascha stand unbeweglich. Dem bald darauf abgesetzten Serdar Ekrem, Abdul Kerim Pascha und seinem Chef des Stabes, Redif Pascha, gebührt das Verdienst, ihm den Befehl zum Heranzug gegen die rechte Flanke der Russen gegeben und alle Truppen von Westbulgarien zu seiner Verstärkung nach Plewna dirigirt zu haben. Zum Entsatze des schlecht vertheidigten Nikopolis kam er freilich zu spät. Allein sein Eintreffen bei Plewna geschah so unbemerkt, daß, als russische Streifpartien bei Lovca schon auf den Feind stießen und von Truppenmärschen gegen den Wid hörten, vom Hauptquartier aus doch dem 9. Armeekorps nur der Befehl geschickt wurde, jene Gegenden durch eine Division vom Feinde säubern zu lassen.

Die Unkenntniß der wahren Sachlage führte das unglückliche Gefecht der 5. Division vom 20. Juli herbei, der Wunsch, diese Schlachtlage auszugleichen, die blutige, verlorene Schlacht vom 30. Juli.

Plewna war bei Osman's Einrücken ohne alle Befestigungsanlagen. Selbst das alte Kastell, welches Fürst Woronzow bei seinem Entdeckungszuge gegen den Balkan im Oktober und November 1810 mit leichter Mühe nahm, ist wahrscheinlich im Jahre 1865 abgebrochen worden. Ein neues Regierungsgebäude und ein hübsch angelegtes Hospital inmitten der weitläufigen Stadt deuten auf Mididat's Gouvernement in der Donauprovins. Die 3500 Häuser

Plewnas bewohnten vor dem Kriege etwa 17000 Seelen. In den zehn Tagen vom 20. bis 30. Juli hatte der Mutschir die Höhen im Norden und Osten bereits mit drei Linien hintereinander gelegener Feldschanzen gefront, von denen nur die erste zeitweise von den Russen genommen wurde. Als endlich, da durch die zweite unglückliche Schlacht die Wegnahme von Plewna eine Art strategischer Ehren- und Prinzipienfrage geworden war, am 11. September der dritte allgemeine Angriff erfolgte, fanden die Russen und Rumänen bereits zusammenhängende provisorische Werke rings um die Stadt vor. Augenblicklich bildet diese eine gewaltige, obgleich ausschließlich in Erde errichtete Festung. Nur bei Sebastopol ist Ähnliches noch während der Belagerung entstanden. Plewna besitzt nicht weniger denn 18 große geschlossene der Pforte es nicht bezwungen, so würde ein nach allen Regeln der Kunst geführter Angriff notwendig geworden sein, um es zu nehmen. Die Schuld daran, daß es endlich doch verloren ging, und Osman Pascha kapituliren mußte, tragen, wenn eine Schuld gesucht werden soll, die Maßnahmen, die Chefet Pascha im Oktober zur Freihaltung der Straße nach Orhanie traf. Sobald Plewna vom 30. Juli ab seine hohe Bedeutung gewonnen, mußte die Pforte für eine starke Armee sorgen, welche den Platz mit dem Balkan in Verbindung hielt. Die Besetzung dieser Armee und der eingeschlossenen Truppen hätte der russischen Heeresführung die ersten Schwierigkeiten bereiten können. Statt dessen traf Chefet erst am 20. September in Orhanie ein, wo er nur 24 Bataillone vorfand. Ende des Monats besah er deren 50 mit einiger Kavallerie und Artillerie. Allein er begnügte sich in jener Zeit, die Division Hifi Pascha mit 18 Bataillonen, 6 Eskadrons und 2 Batterien dem Mutschir zuzuführen und dann sein Korps langs der zu sichernden Straße in Detachements aufzulösen. Es war dies das verberlichste, was geschehen konnte; denn die vertheilten Abtheilungen hielten gegen den Ausgang Oktober eine nach der andern in die Hände Gurtos, und damit war Plewnas Geschick entschieden.

Daß Osman Pascha damals in seinen Schanzen blieb, ist nicht zu tadeln; der Abmarsch war schon schwierig. Als Osmanie moq er den Waffens seines Vaterlandes mehr Erfolg zugetraut haben, wie ein unparteiisches Auge dies gethan hätte, und er rechnete wohl noch auf Entsat. Als Mehemed Ali, der damit beauftragt wurde, nicht kam, vielmehr von den Avantgarden Gurtos durch den Etropobalkan zurückgeschickt wurde, als Sulemans Angriff auf die russische Armee am 10. vom 26. November resultatlos verlief, und der geschickt ausgeführte Vorstoß über Elena gegen Tarnowa am 4. Dezember nur zu einem partiellen Erfolge führte, griff er zum äußersten Mittel, dem Veruche der Selbstbefreiung. Am 10. Dezember brach er, den Wid innerhalb seiner verthanzten Linien überschreitend, mit seiner ganzen Armee mestswärts gegen den kleineren Theil der Gornirumarmee vor, demonstrirte aber zugleich gegen Nordwesten und Südwesten. Auf der angegriffenen Front stand, an Stelle der unläslich von dort zur Donauarmee abmarschirten rumänischen Division Lulu, das erst jetzt frisch auf dem Kriegsschauplatze eingetroffene russische Grenadierkorps. Auch dies war ein für ihn sehr unglücklicher Umstand. Die Verstärkungen von Gornje Retropolje bildeten sein erstes Ziel und wurden genommen; allein das Schicksal aller Durchbruchgefechte erfuhr sich auch hier. Die von Dolnji Dabnil einerseits und von Sjurulu andererseits herbeieilenden Verstärkungen des Gegners erschienen in seinen Planen und warfen ihn wieder zurück. Das verlassen Plewna aber war inzwischen schon von der 16. Division unter dem rastlosen General Stobelsow, ferner von Theilen des 9. Korps bei Grivica und von den Rumänen besetzt. So blieb ihm nichts übrig, als die Kapitulation.

Zwanzigtausend Verwundete und Kranke in der Stadt beweisen, daß er bis zum letzten Moment ausgeharrt; nur 40000 Mann streckten die Waffen. Aber auf 40000 Mann werden sich auch, die letzten Kämpfe eingeschlossen, die Verluste beziffern, welche Russen und Rumänen auf den Schlachtfeldern vor Plewna erlitten. Ihr Sieg ist wahrlich theuer erkauft. So verhängnißvoll das Drama für Osman genendet, er mag mit richtigem Gewissen sprechen: „Ich habe meine Pflicht gethan“ und als Muhamedaner hinzusetzen: „Es war mein Rismet so“.



Osman Paschas verthanztes Lager von Plewna. A. Grivica Reserve.



Osman Pascha.



General Stobelsow.

führte, griff er zum äußersten Mittel, dem Veruche der Selbstbefreiung. Am 10. Dezember brach er, den Wid innerhalb seiner verthanzten Linien überschreitend, mit seiner ganzen Armee mestswärts gegen den kleineren Theil der Gornirumarmee vor, demonstrirte aber zugleich gegen Nordwesten und Südwesten. Auf der angegriffenen Front stand, an Stelle der unläslich von dort zur Donauarmee abmarschirten rumänischen Division Lulu, das erst jetzt frisch auf dem Kriegsschauplatze eingetroffene russische Grenadierkorps. Auch dies war ein für ihn sehr unglücklicher Umstand. Die Verstärkungen von Gornje Retropolje bildeten sein erstes Ziel und wurden genommen; allein das Schicksal aller Durchbruchgefechte erfuhr sich auch hier. Die von Dolnji Dabnil einerseits und von Sjurulu andererseits herbeieilenden Verstärkungen des Gegners erschienen in seinen Planen und warfen ihn wieder zurück. Das verlassen Plewna aber war inzwischen schon von der 16. Division unter dem rastlosen General Stobelsow, ferner von Theilen des 9. Korps bei Grivica und von den Rumänen besetzt. So blieb ihm nichts übrig, als die Kapitulation.

Arch. v. d. Golt.

\* 2. u. 3. Grenadierdivision, unter General Gausel zu einem Korps vereinigt.